Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Vierundzwanzigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1844.

Das
Weiße Haus.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Zweiter Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1844.

Weiland war ein jedes Dorf
Heimgesucht durch seine Geister,
Jedes Weiler frug um Rath
Seinen Spuk- und Hexenmeister;
Seinen Kobold, sein Gespenst
Barg ein jedes Schloß im Grunde,
Und das Alter fabelte
Gern davon mit regem Munde,
Daß manch holdes Kind der Schlaf
Floh in stiller Geisterstunde.

Delille (der Landmann).

Erstes Kapitel.

Gebirgsreise.

Als die drei Reisenden Clermont verließen, folgten sie anfänglich dem ihnen bezeichneten Wege, der nach Saint-Amand führen sollte. Kaum aber hatten sie eine halbe Stunde in dem Gebirge zurückgelegt, als sie der Wunsch, hier eine schöne Aussicht zu genießen, dort einen Felsen zu erklimmen, oder einen malerischen Fußsteig zu verfolgen, unmerklich von dem ihnen vorgeschriebenen Wege ablenkte. Vergebens hielt Robineau, der den Enthusiasmus seiner Gefährten für die Schönheit der bald wilden, bald bebauten Gegenden nicht theilte, zu wiederholtenmalen an und sagte ärgerlich: „Nicht dorthin, meine Herren! ... Ihr schweift vom Wege ab ... wir verlieren ihn ganz ... legen einen hundertmal größern zurück, als nöthig."

Alfred und Eduard hören nicht auf ihn. Sie laufen fortwährend in die Kreuz und Quere; dann bleiben sie voll Entzücken auf der Fläche eines Berges stehen und rufen aus: „Welch malerisches Land ... wie viel Abwechslung bietet die Natur hier! ... Da schroffe Felsen, unwirthbare Berge, kalkiger Boden...

aus vulkanischen Ausbrüchen entsprungen; hier zu unsern Füßen, grünende Wiesen, Weinberge, Felder, fruchtbeladene Bäume! ..."

„Laß uns noch weiter hinauf! sagt Eduard, auf den Gipfel dieses Berges; es scheint mir, ich sehe ein Kornfeld ... O! das wäre merkwürdig ..."

„Das muß ich sehen," erwidert Alfred, indem er Eduard folgt, und beide erklimmen laufend, springend, lachend die Felsen, während Robineau, der unten geblieben ist und ein entsetzliches Gesicht schneidet, ihnen zuruft: „Es scheint mir, meine Herren, daß mein Schloß nicht dort oben liegt ... Wenn wir einmal zu Hause sind, habt ihr hinlänglich Zeit, die Gegend zu durchstreifen! ... Es ist unvernünftig, sich auf solche Weise müde zu klettern! ..."

Die beiden Freunde lassen sich nicht stören; und langen auf der Hochebene an, die mehr als die Ausdehnung einer Stunde zu haben scheint und auf welcher man in der That ein großes Kornfeld findet. Ganz dem Vergnügen hingegeben, das ihnen diese herrliche Ansicht gewährt, bleiben sie stehen, lächelnd; sie sind glücklich! ... Und wenn man ein Gefühl des Glückes empfindet, sucht man ihm lange Dauer zu geben, es festzuhalten in seiner Seele ... Man ist so selten glücklich in der Gegenwart! ... und wiegt sich beinahe immer in der Zukunft ...

Robineau setzt sich mit erbarmungswürdiger Miene auf eine Felsspitze und blickt nach seinen Gefährten, die mehr als zwanzig Klafter über ihm stehen. Alfred macht ihm ein Zeichen, zu ihnen zu kommen, indem

er ruft: „Komm doch! ... es ist herrlich ... man übersieht das ganze Land.“

„Sieht man auch mein Schloß? schreit Robineau. — O! wir erblicken mehr als ein Dutzend!“

Diese Worte bestimmen den neuen Schloßherrn; in Schweiß gebadet, langt er oben an und blickt, sich die Stirne trocknend, rings umher.

„Nun! sagt Alfred, bereust Du es, heraufgestiegen zu sein? Ist es nicht der Mühe werth, sag' einmal, Herr Julius?“

„Allerdings hübsch, meine Herren, ich gebe es zu; man sieht sehr weit; ... aber im Diorama habe ich eben so viel gesehen! ... — Mein Freund, das Diorama ist sicherlich ein reizendes Kunstprodukt; es ist unmöglich, die Täuschung, die vollendete Darstellung weiter zu treiben; die Kunst darf uns aber nicht hindern, die Natur zu bewundern! — Ihr mögt sagen, was ihr wollt, meine Herren, mir ist das Diorama lieber: dort erklärt man mir wenigstens, was ich sehe; hier aber weiß ich nicht, was ich vor mir habe ... Da unten ist ein Dorf; ... wie heißt nur dies Dorf? — Warte! warte! dort kommt ein Bauer, der unser Cicerone sein wird.“

Ein Bauer, im Begriff den Berg hinab zu gehen, nähert sich mit Hacke und Schaufel; Alfred ruft ihn heran und der Landmann tritt grüßend zu ihnen. Man ist in der Auvergne viel höflicher, als in der Umgegend von Paris.

Guter Freund, wollt Ihr wohl so gut sein und uns sagen, wie das Städtchen da unten zwischen den

beiden Flüssen heißt? — Das ist Saint=Amand, meine Herren! ... O ein hübsches Städtchen! Der kleine Fluß, den Sie auf dieser Seite sehen, heißt Laveyre, und entspringt bei Pagnia, einem Weiler dort unten; er vereinigt sich mit der Lamone und beide fallen in den Allier. Der Lamone kommt von Saint-Saturnin, eine halbe Stunde von Saint=Amand. Sehen Sie dort, wo ich mit meinem Finger hinzeige."

„Was ist Saint=Saturnin? — O! ein sehr großes Dorf ... Ehemals war es eine Stadt ... und noch dazu eine befestigte ..."

„Ist ein Schloß in der Gegend? fragte Robineau. — O! ja, mein Herr; ein festes Schloß. — Welches Schwarzenfels heißt? — Nein, Herr, nein, das Schloß Saint=Saturnin. — Und wo ist Schwarzenfels? — Weißenfels wollen Sie ohne Zweifel sagen ... dies kleine Dorf da unten. — Ich spreche nicht von eurem Weißenfels! ... Sonderbare Kerls, diese Auvergnaten! ... sie wollen durchaus, schwarz solle weiß sein. — Wahrlich, mein Herr, alsdann kenn' ich's nicht."

„Mein lieber Freund, sagt Robineau, die Hauptsache ist jetzt, daß Ihr uns den nächsten Weg nach Saint=Amand und demzufolge nach meinem Schlosse, welches in der Gegend liegt, zeigt; das hätten diese Herren beinahe vergessen."

„Ah! der nächste Weg geht da links über Crest, von dort ists nicht mehr weit. Guten Tag, meine Herren. — Großen Dank, guter Freund."

Wie der Bauer fort ist, sieht Robineau nach seiner Uhr und ruft aus: „Vorwärts meine Herren, auf

den Weg ... Wißt ihr, daß es schon halb sechs Uhr ist. — Nun, es ist ja jetzt bis neun Uhr Tag! — Ja Tag ... je nachdem man sich auf einem Weg befindet; ... zudem sind wir noch nicht angelangt."

„So leb denn wohl, reizender Ort! ruft Eduard seufzend aus: mit welcher Wonne hätte ich hier die Sonne untergehen sehen!... — So, auch das noch! und wir würden unter freiem Himmel schlafen! — Wahrlich, dieser Ort begeisterte mich! ... — Sie werden ein ander Mal hieher kommen, und Sonne, Mond oder was Ihnen beliebt, hier untergehen sehen; für den jetzigen Augenblick bitte ich, mein Schloß aufzusuchen, um welches ich etwas unruhig zu werden anfange."

Mit diesen Worten nimmt Robineau Eduard beim Arm und zieht ihn mit sich fort; er ruft Alfred und will ihm gleichfalls den Arm geben.

„Und warum Teufels! willst Du uns denn so halten? fragt Alfred, sich von Robineau losmachend. — Drei sind fester auf den Beinen als Einer allein, und weniger in Gefahr auszugleiten. — Findest Du, daß es Glatteis gibt?... Sag lieber, Du befürchtest, wir möchten Dir wieder entschlüpfen. — Wenn dies auch der Fall wäre, meine Herren, fänden Sie es nicht ganz natürlich, daß ich ungeduldig bin, mein Gut zu sehen? ... — Was liegt an einigen Stunden früher oder später? — Mein lieber Alfred, Du sprichst so recht, wie Jemand, der hunderttausend Franken Renten hat, der an Reichthum gewöhnt ist, stumpf für die Genüsse, die er gewährt; ich aber bin darin noch

ganz neu; ich habe Eile, glücklich zu sein; und für mich würden die schönsten Landschaften, die wundervollsten Aussichten nicht den Reiz haben, den mir der Anblick des erkauften Besitzthums darböte."

„Ich begreife das, sagte Eduard, vorwärts meine Herren, vorwärts."

Man schritt einige Zeit ohne Aufenthalt fort, bald aber zeigt sich ein schmaler, zwischen schroffen Felswänden sich windender Pfad, auf dem man Ziegen eilfertig über beträchtliche Räume setzen, hierauf einige Augenblicke unbeweglich am Rande eines Abgrundes still halten sah. Eduard kann nicht umhin, wieder stehen zu bleiben, um die Scene zu betrachten.

„Ach! meine Herren! ruft er aus, gesteht, das ist prächtig ... dieser wilde Ort hat etwas Majestätisches; ... man möchte glauben, man sei fern von der Welt und den Menschen! ..."

„Wir sind auch fern von ihr, denn ich sehe Niemand und erblicke auch keine Wohnung," sagt Robineau, traurig um sich her schauend.

„Dieser enge Fußpfad zwischen den Felsen hat etwas Großes, Antikes ... er versetzt mich in frühere Jahrhunderte ... mir ist, als müßte ich Oedipus und Lajus sehen, wie sie einander auf diesem unheilvollen Wege begegnen! ..."

„O weh! wenn wir unter die Griechen gerathen, so kommen wir gar nicht mehr heraus," sagt Robineau, ungeduldig mit dem Fuße stampfend.

„Ich, meine Herren, nahm Alfred das Wort: ich denke, es wäre viel angenehmer, hier mit einem

hübschen Mädchen umherzugehen. Seit einer Viertelstunde haben wir Niemand getroffen! so etwas ist herrlich. Wenn ein Ort gefällt, kann man sich aufhalten ... einander küssen ... über die Schönheiten der Natur sich freuen, und man darf nicht fürchten, überfallen zu werden, wie überall in der Umgebung von Paris, wo die verdammten Bauern oft in einem Augenblick aus einem Erdbirnacker hervorkommen, wo man am wenigsten daran denkt. Bist Du nicht meiner Meinung, Robineau? ... Sag einmal, wenn Du Fifine hier hättest? ..."

„Wenn ich Fifine hier hätte, würde ich sie wenigstens vorwärts bringen! und sie würde nicht jeden Augenblick stehen bleiben, ein bischen Moos betrachten oder einen Stein, der sich losmacht und uns auf die Nase zu fallen droht. — Fifine ist also nicht romantisch? Die Damen haben es sonst im Allgemeinen sehr gern, im freien Felde von Liebe zu reden. — Vorwärts, meine Herren, vorwärts! ich bitte euch. Ich finde nichts Besonderes in diesem steinigten Weg. Nun! Herr Eduard, was sehen Sie denn so in's Blaue hinein? — Wie! Sie gewahren die Ziege nicht, die gerade über jenem Abgrund schwebt! ... ihre Füße scheinen den Boden kaum zu berühren ... und ihr vorgestreckter Kopf betrachtet ohne Zittern den furchtbaren Schlund. — Nein, das ist zu arg! Als wenn man nie Ziegen gesehen hätte! ... seine Zeit mit Angaffen derselben zu verlieren ... Beim Henker, sie sind hier nicht anders gebaut, als im Jardin des Plantes ... sogar nicht so schön; wenn ihr

meinetwegen einen Bären, einen Löwen erblicktet, dann könntet ihr bewundern! — O! ich bin gewiß, Du würdest alsdann nicht stehen bleiben und ihn ansehen! — Verfluchter Weg, der kein Ende nimmt! Dieser Landmann wird uns falsch berichtet haben; am Ende verirren wir uns in diesen Bergen ... Ach! es ist mir jetzt leid, daß wir keinen Führer genommen."

„Daran bist Du schuld, warum hast Du den Mann abgewiesen, der sich uns anbot. — Wen? jenen Bettler, jenen Elenden, der nicht einmal seinen Hut abnahm, als er mit uns sprach? — Braucht denn ein Führer Höflichkeit zu lernen? — Wenigstens darf er nicht wie ein Räuber aussehen und diesen Eindruck hat der Mensch gerade auf mich gemacht... Ihr habt also seine verstohlenen Blicke nach uns nicht bemerkt; und dann den Knotenstock, den er in der Hand hatte? — Wie! wir waren unserer drei und Du hattest Furcht vor diesem Menschen? — Nein, von Furcht ist keine Rede! ... Wer versichert uns aber, daß er nicht noch Kameraden im Gebirge hat? er hätte uns geführt, wohin er gewollt hätte und plötzlich wären so ein Dutzend Kerls seines Schlags über uns hergefallen. — Ach, Du armer Robineau, ich sehe wohl, Du wirst keine Reise um die Welt zu Fuße machen! — Meiner Treu, ich gestehe, daß ich lieber fahre, als zu Fuße reise, dabei kommt man wenigstens vorwärts! ... Mit euch aber muß man alle Augenblicke stehen bleiben ... und bei dem Allem sehe ich kein Schloß ... Es ist halb sieben Uhr und

ich fange an, sehr müde zu werden! ... — Und ich, tüchtig Appetit zu bekommen, sagt Alfred; ich sehe, die Luft dieser Berge dient sehr zur Verdauung."

Die beiden Freunde können nicht umhin, über das Gesicht Robineau's zu lachen, welcher seufzt und traurig um sich herblickt. Unterdessen kommt man aus dem Fußsteige heraus und erblickt an den Ufern eines See's ein Dorf, nach welchem man seine Richtung nimmt.

„In diesem Dorfe wollen wir uns nach meinem Schlosse erkundigen, sagt Robineau. — Auch dort essen, versetzt Alfred, denn unser Spaziergang hat mich hungrig gemacht. — Ja, ein sauberer Spaziergang! Ich wette, wir haben mehr als sechs Stunden zurückgelegt."

Man kommt dem Dorfe näher, Bauern sitzen vor ihren Hütten, einige alte Weiber spinnen, junge Mädchen nähen, Kinder spielen und wälzen sich auf dem Boden.

„Sie sind etwas brünett, sagt Alfred, die jungen Mädchen genauer betrachtend; trotz dem sind sie nicht übel ... lebhafte Augen ... weiße Zähne ... originellen Kopfputz; mit dem kleinen, halb im Nacken sitzenden und am Kinn eng zugebundenen Strohhut möchte man sie für Engländerinnen halten. Wohlan, meine Herren, vorwärts; ich glaube nicht, daß es Wirthshäuser in diesem Orte gibt, wir müssen also, wie die alten Ritter, diese guten Leute um Gastfreundschaft bitten! ... Mit dem Unterschied jedoch, daß wir bezahlen, was wir genießen; dies mag vielleicht nicht so ritterlich sein, es erscheint mir aber natürlicher."

Man tritt in eines, der dem Anscheine nach besten Häuschen; die Bewohner betrachten die drei jungen Leute mit einer aus Wohlwollen und Gutmüthigkeit gemischten Neugierde.

„Könnt Ihr uns etwas zu essen geben?“ fragt Alfred; „versteht's sich, gegen gute Bezahlung.“

„O ja! mein Herr, augenblicklich; und selbst, wenn Sie nicht bezahlen würden; das ist gleich.“

„Nun gut,“ sagt Eduard, „ihr seht, meine Herren, daß es noch Gastfreundschaft gibt;... diese braven Leute kennen uns nicht, und sie würden uns unentgeltlich bewirthen!...“

„O! weil sie wohl sehen, daß wir bezahlen,“ versetzt Robineau. — „Sie glauben also nicht an die alten patriarchalischen Tugenden, Herr Julius? — Ich werde an Alles glauben, was ihr wollt, meine Herren, sowie ich mein Schloß gesehen habe!... Wo sind wir hier, lieben Leute, seid so gut?“

„In Ayda, Herr. — Ist dies weit von Saint-Amand? — Zwei gute Stunden, Herr! — Ein Beweis, daß, obwohl wir laufen, wir doch nicht sehr vorwärts kommen! — Zu Tische, meine Herrn!“

Man hatte Eier, Milchkäse, alten Käs, Milch und Obst aufgetragen; die drei jungen Leute setzen sich auf Schemel; die Landleute stehen aufrecht hinter ihnen; vergebens ladet Alfred sie zum Sitzen ein; die guten Auvergnaten thun es nicht, und Robineau spricht bei sich selbst: „Sehr gut, nun das sind ehrerbietige Bauern, es freut mich sehr, daß ich eine Besitzung in der Auvergne gekauft habe.“

Zwei junge Mädchen von fünfzehn bis sechszehn Jahren bedienen die Reisenden, schenken ihnen zu trinken ein, und bieten ihnen eifrig Obst, Brod und Milch an, und das Alles lächelnd und stets mit einem kleinen Knix begleitet.

„Sie sind sehr hübsch, sagt Alfred, und ich finde es viel angenehmer, so liebenswürdige Kinder hinter sich zu sehen, fortwährend einem Lächeln in ihren Zügen zu begegnen, als ein Dutzend neugieriger, schwatzhafter Lakaien im Nacken zu haben; ... sieh, Robineau, ich gebe Dir den Rath, Dein Haus mit solchen jungen Mädchen zu bevölkern... da wirst Du bedient, wie ein Sultan! — O meine Herren! Ihr seht immer nur auf Nebendinge!... ich kann aber kein Frauenzimmer zum Kutscher, Jokey oder Kammerdiener haben. Das wäre was Hübsches, ein Kutscher im Unterrock! — Du kleidest sie als Mann. — O nein! sagt Eduard, sie sind so schön auf diese Weise!"

„Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable!"

„Noch liebenswürdiger wäre es," versetzt Robineau, einen Milchtopf ergreifend, „wenn wir an Ort und Stelle wären. Sagt einmal, Herr Auvergnat, kennt Ihr in der Gegend das Schloß Schwarzenfels?"

Der Dorfbewohner, an den Robineau diese Frage richtet, sinnt eine Weile nach, hierauf antwortet er: „Ach! ja, Herr!... Schwarzenfels... kenne ich

wohl! ... — Er kennt es!" ruft Robineau aus, und in seinem Freudentaumel erhebt er die Arme gen Himmel, und schüttet beinahe alle in seiner Schale befindliche Milch in Alfreds Gesicht.

„Der Teufel hole Dich und Dein Schloß!" ruft Alfred aus, indem er aufsteht, um sein von Milch durchnetztes Halstuch abzunehmen, während Eduard in lautes Lachen ausbricht.

„Ach! mein Freund, ich bitte Dich um Verzeihung! sagt Robineau, ich fing aber wahrhaftig an, unruhig um mein Schloß zu werden! ... Dieser brave Mann hat mir das Leben wieder gegeben. — Hattest Du nicht Furcht, Dein Haus möchte davongeflogen sein? — Ich werde Dir ein anderes Halstuch geben, Alfred, und Ihr, ehrwürdiger Landmann, der Ihr den Schwarzenfels kennt, sagt mir, ist es eine schöne Besitzung?"

„O ja! Herr, sehr groß! Eine Art Schloß, wie man sagt, noch mit großen Thürmen; man sagt, zur Zeit der Alten habe man es belagert! ..."

„Man hat es belagert!" ruft Robineau aus, indem er aufsteht und seinen Schemel umwirft, um auf den Bauern zuzulaufen. „Da, mein Freund, habt Ihr ein Hundertsousstück; sagt mir, ich bitte Euch, Alles, was Ihr über den Schwarzenfels wißt."

„Herr, Sie sind sehr freigebig, gewiß! — Ich bin noch mehr als das; ich bin der Eigenthümer, der neue Burgherr des Schlosses, das man, wie Ihr mich versichert, belagert hat... Ich stehe Euch dafür, man soll wieder außerordentliche Dinge dort

sehen... Ich werde Turniere, Ringelrennen, Lanzenstechen veranstalten ... doch kommen wir auf meine Domäne zurück... Sieht man sie von ferne? — Ja, Herr... sie liegt auf einer Anhöhe. — Auf einer Anhöhe!... herrlich!... Und der Park, die Gärten? — Der Park ist noch groß, wie man sagt, ich kenne ihn nicht; bin aber einmal in den Gärten gewesen. O! das ist prächtig!... Springbrunnen von Marmor... etwas beschädigt, das ist aber einerlei!... Und dann prächtige Statuen, wo man ganz nackte Männer und Weiber sieht, daß man sich davor fürchtet!..."

„Es sind Statuen dort!..." und Robineau drückt den Bauer in seine Arme; er würde ihn küssen, wenn er nicht fürchtete, seine neue Würde zu compromittiren. Er bemüht sich, ruhig zu werden und fährt fort: „Jetzt, braver Mann, kommen wir zur Hauptsache: In welcher Gegend liegt mein Schloß? — Schwarzenfels? ei, Herr! eine Stunde von Saint-Amand ungefähr. — Da dieser Ort nur zwei Stunden ist, so befinden wir uns nur noch eine Stunde von meinem Besitzthum. — O! verzeihen Sie, mein Herr!... Sie sind weiter weg... weil der Schwarzenfels nicht auf dieser Seite liegt. Wenn Sie von Clermont kommen, so haben Sie nicht den rechten Weg dahin eingeschlagen. — Da haben wir's! das wußte ich wohl!... Wir haben uns verirrt!... Hört ihr's, meine Herren?"

Robineau dreht sich um, und sucht mit den Augen nach seinen Gefährten; diese haben aber während sei-

nes Gespräches mit dem Bauern die Hütte verlassen. — „Nun!... ich wette, sie gehen jetzt wieder umher... Sie haben sich verschworen, mich zu todt zu ärgern!... Jetzt bin ich doch wenigstens etwas ruhiger über meine Besitzung!... Kurz, mein Freund, wie weit sind wir denn vom Schwarzenfels entfernt? — Ja, Herr... drei kleine Stunden... höchstens. — Noch drei Stunden!... Und welchen Weg müssen wir nehmen? — Ah! jetzt... auf Querpfaden müssen Sie zuerst nach Chadrat gelangen, dort sehen Sie alsdann Saint-Amand, und von hier aus finden Sie Ihr Schloß vollends leicht. — Wenn wir es vor Einbruch der Nacht finden, sind wir sehr glücklich!... Schnell diese Herren gesucht und auf den Weg!"

Robineau verläßt die Hütte, bei den Landleuten nach dem Weg fragend, den seine Begleiter eingeschlagen haben; man deutet auf die Ufer des See's, und bald erblickt er Eduard, am See sitzend und mit einem Bleistift in seine Schreibtafel kritzelnd, während Alfred etwas weiter entfernt beim Klang der Querpfeife eines Bauernburschen mit einem jungen Mädchen tanzt."

„Auf den Weg, meine Herren, es ist bald Nacht!" ruft Robineau. Aber Alfred fährt fort zu tanzen und Eduard zu schreiben.

„Sie haben den Teufel im Leib!..." murmelt Robineau vor sich hin, tritt auf Eduard zu, und klopft ihm in dem Augenblick auf die Schulter, wo dieser die eben gemachten Verse wieder überliest.

„Herr Eduard! wir müssen uns auf den Weg machen.“ Eduard erhebt seine Augen und antwortet:

„Que j'aime ce séjour! près de cette onde pure,
Qu'il est doux, sur le soir, d'admirer la nature!“

„Ich sage Ihnen, es wird bald dunkel sein.“

„Né sous cet humble toit, l'habitant de ces lieux
D'un oeil indifférent voit ces monts sourcilleux!...“

„Wir haben noch drei gute Stunden in diesen Bergen zu machen, mein Herr.“

„Mais pour un coeur sensible à la mélancolie,
Ce site romantique et plein de poésie! ....
Ces rochers escarpés, ces limpides ruisseaux,
Ces sentiers tortueux, ces flexibles roseaux! ...“

„Es ist bald acht Uhr und wir werden in diesen Schlangenwegen den Hals brechen! ...“

„Tout m'agite, m'émeut, et cet endroit sauvage
A mes sens étonnés parle un nouveau langage.“

„Nun, mein lieber Julius, was sagen Sie zu diesen Versen?“ fragte Eduard, indem er aufstand und seine Schreibtafel in die Tasche schob.

„Ich sage, sie sind herrlich, bewundernswürdig; ... aber mit Ihren Versen werden wir die Nacht im Gebirge zubringen müssen, was mich keineswegs freuen würde. — Soll ich sie Ihnen nochmals vorlesen? — Nein, ich will gehen ... Und der Alfred tanzt wie wahnsinnig! ... Ein junger Mann seines Standes, ein Baron! solche Possen mit einer plumpen Auvergnatin zu treiben! ... Alfred! Alfred! ...“

„Nur eine Minute! sie lehrt mich einen Reigen,“

sagte Alfred forttanzend und das junge Mädchen in seinen Armen drehend. Endlich geht der Tanz aus; Alfred küßt das kleine Bauernmädchen und kommt zu seinen Gefährten zurück mit den Worten: „Meine Herren, der Tanz der Auvergnaten ist nicht leicht und luftig; ich versichere euch aber, er hat auch sein Gutes. Ich verspreche Dir, lieber Robineau, daß ich mit allen Deinen Vasallinnen tanzen will. — Seid ihr fertig, meine Herren? — Ja, und bereit, Dir zu folgen. — Das ist gut! ... laßt uns den Schritt verdoppeln, ich bitte euch ... dieser Weg soll uns nach Chadrat führen; und von dort werden wir, so es Gott gefällt, nach dem Schwarzenfels kommen."

Die drei Reisenden grüßen die Dorfbewohner und begeben sich wieder auf den Weg; Alfred, indem er die Schritte des Reigens wiederholt, Eduard, seine Verse lesend, und Robineau, jeden Augenblick nach seiner Uhr sehend.

Zweites Kapitel.

Das weiße Haus.

Schon ziemlich lange war man im Gebirge fortgeschritten; in der Entfernung gewahrte man ein kleines Dorf, aber schon brach die Nacht herein; Alfred muß aufhören, zu tanzen, weil er Gefahr liefe, in irgend ein Loch zu fallen; Eduard kann nicht mehr lesen und Robineau nicht mehr nach seiner Uhr sehen; bald ist es sogar nicht mehr möglich, das Dorf, auf

welches man zuging, zu unterscheiden. Nun geräth Robineau in Verzweiflung, Alfred lacht und Eduard deklamirt.

„Das sah ich voraus! sagte ersterer, einen kläglichen Seufzer ausstoßend. Es ist Nacht und wir sind mitten im Gebirge, in einem unbekannten Lande!... Mit jedem Schritt riskiren wir, in einen Abgrund zu stürzen, oder diese schrecklich steile Felswand hinabzurollen! ... Statt daß wir mein Schloß finden, entfernen wir uns vielleicht noch mehr davon; ... und das macht euch lachen, meine Herren? ... das begreife ich nicht!“

„Sollen wir weinen, Robineau? würde Dir das Freude machen? Auf, Burgherr von Schwarzenfels, nimm Deinen edlen Muth zusammen; wenn man ein altes Ritterschloß bewohnen will, muß man das Herz eines Paladins haben! ... Nicht wahr, Eduard?“

Eduard antwortet nur mit Versen:

„Tout répose dans l'ombre, et le seul Idamore
Des murs de Bénarès s'échappe avant l'aurore.
Quel est ce bois antique où vos pas m'ont conduit?
Mais j'entrevois un temple et l'astre de la nuit.“

„Sie sehen einen Tempel? ruft Robineau aus. Wo denn? ... ich, ich sehe gar nichts!“

„Ha! ha! ha! ... Wie, Robineau, Du kennst die schönen Verse Casimir Delavigne's nicht? Du siehst nicht, daß Dir Eduard den Paria vordeklamirt?“

„Meiner Treu, meine Herren ... ich dachte nicht, daß Sie hier eine Tragödie aufführen würden. Hm! lacht nur! ... Ihr wißt nicht, was ihr verliert,

weil ihr nicht vor Einbruch der Nacht auf meinem Gute ankommt. Ihr glaubt, wir wären nur ganz einfach von dem Hausvogt empfangen worden! Ihr solltet aber ganz andere Dinge gesehen haben! ... Blumen und Tanz ... und Glückwünsche und was Alles unserer wartete! ... das verfehlen wir nun."

„Wie wissen Sie aber, daß man uns festlich bewillkommt hätte?" fragte Eduard.

„Ei! wahrlich! ich errathe! ruft Alfred aus; Franz ist nicht umsonst vorausgegangen ... O! ich habe es! ... Robineau hat einen freiwilligen Empfang anbefohlen ... eine Ueberraschung! mit „es lebe der gnädige Herr!" und Raketen und das Alles im Styl der Volksfeste ..."

„Nein, meine Herren, nein, ich hatte nichts anbefohlen; ich kenne jedoch Franzens Eifer; er wird meine Ankunft nicht verhehlt haben, und alsdann erscheint es ziemlich natürlich, das das einiges Aufsehen im Lande gemacht haben wird ..."

„Nun so tröste Dich; wenn wir morgen früh anlangen, wird Dein Fest nur um so schöner werden, man hat Zeit zur Vorbereitung, zu Erlernung von Beglückwünschungen und zum Putzen gehabt, was niemals schadet."

„Und wie unruhig wird der arme Franz sein, wenn er uns nicht kommen sieht? Daran denkt ihr nicht, meine Herren ... — O! mein lieber Robineau, deßhalb bist Du nicht so ärgerlich! ... doch, kurz, es steht noch nicht Alles verzweifelt, wir werden immerhin irgendwo anlangen! ..."

„Ja! ... irgendwo! in irgend einer Felsspalte, in die wir hinabrollen, ohne einen Zweig zu finden, an dem wir uns halten könnten! man sieht gar nichts mehr! — Um so romantischer wird es; eine Nachtreise im Gebirge! Du fühlst die Schönheit unserer Lage gar nicht. — Das ist gewiß, daß ich nichts Schönes daran sehe: wenn wir wenigstens Waffen hätten ... ihr habt aber eure Pistolen in meinem Reisewagen gelassen! — Uns fehlt nur die Lanze, um irrenden Rittern gleichzusehen. — Nicht einmal einen Stock haben wir, was weit besser wäre! ... Wo sind denn Sie ... Herr Eduard? Gehen Sie nicht so schnell, wir werden einander verlieren; ... es fehlte nur noch, daß wir allein gingen! ... Ich kann nicht schnell gehen, wenn ich nicht hell sehe; ... ei! Herr Eduard! ...“

Eduard bleibt stehen und spricht mit kläglichem Ton die Verse:

„. . . . . . Où suis-je? Quelle nuit
Couvre d'un voile affreux la clarté qui nous luit?
Ces murs sont teints de sang! je vois les Euménides
Secouer leurs flambeaux vengeurs des parricides!
Le tonnerre en éclat semble fondre sur moi;
L'enfer s'ouvre! . . .“

„Herr Eduard! ... keine solche Scherze! ich bitte Sie; ... was sehen Sie? Bei diesen Worten hatte Robineau Eduard eingeholt und faßte seinen Arm. — Ich sehe nichts, sondern warte auf Sie, antwortet Eduard ruhig. — Robineau, die Furcht raubt Dir also Dein Gedächtniß, weil Du nicht erkennst, was

Du so oft auf der Bühne gehört? — Die Furcht!... ihr seid einzig, meine Herren; man soll sich fürchten, weil man eben keine Lust hat, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen! ... Ich bin nicht von Eisen!... ich weiß gewiß, es würde mir lange zu schaffen machen. — Du hast Dich zu beklagen: bist fett wie eine Wachtel! ... — Das beweist gar nichts ... man kann fett und doch zart sein ... Kommt, wir wollen einander den Arm geben; ich gehe in der Mitte und führe Euch. — Du zitterst, Robineau? — Mich friert. — Frieren, Anfangs August! — In den Gebirgen gibt's das ganze Jahr Eis. — Ha! ha! ha! das ist zu komisch! ... — Ja, es ist in der That sehr komisch ... Warum habe ich auf euch gebaut, um in mein Schloß zu gelangen!"

„Herr Julius, der heilige Gregorius sagte: Widerfährt Dir ein großes Unglück, so forsche sorgsam nach, und Du wirst finden, daß die Schuld stets an Dir liegt."

„Der heilige Gregorius hatte ganz Recht ... Ach! mein Gott! ich glaube ein Gebrülle in unserer Nähe zu hören ... — Ein Geblöcke, willst Du sagen! Wir nähern uns einer Meierei ... — Oder einer Höhle!... Ah! Victoria, meine Herren! ich sehe ein Licht ... zwar sehr klein, aber es ist doch ein Licht! — Laßt uns darauf zugehen."

Bald ruft Robineau, der das Licht nicht aus den Augen verliert, aus: „Zwei, drei, vier ... zehn Lichter! wir sind gerettet! ein Dorf; Chadrat, vorwärts."

Nach Verfluß von fünf Minuten befinden sich die drei Reisenden bei den Wohnungen, von welchen die Lichter herschimmern. Diese Wohnungen sind aber nur elende, aus Lehm und Stroh erbaute Hütten, neben welchen die armseligen Häuschen von Ayda noch für Paläste gelten könnten. Robineau bleibt stehen, und sieht seine Gefährten entsetzt an, wobei er mit leiser Stimme spricht: „Ach! mein Gott! wo sind wir? — Du siehst wohl, in einem Dorfe. — Ein sauberes Dorf! ... man möchte glauben, wir seien bei Wilden. — Der Ort scheint freilich nicht reich; die Bewohner können aber darum sehr gute Leute sein ... — Sie können auch etwas Anderes sein. Leute, die in solchen Maulwurfslöchern wohnen! ... — Wir wollen klopfen, rufen ... sie schlafen noch nicht, da man Licht sieht."

„Einen Augenblick, meine Herren! ... sagt Robineau, auf Alfred zulaufend, der den Weg nach der größten Hütte einschlägt. Einen Augenblick! ... wir wollen uns zuvor berathen: ist es wohl klug, uns Leuten anzuvertrauen, die solche Wohnungen haben? — Geh doch, Robineau, laß uns mit Frieden! — Verberget wenigstens eure Uhrenschlüssel, meine Herren, ich beschwöre euch; und sagt nicht, daß ihr Geld habt; Gelegenheit macht Diebe."

Alfred klopft an eine niedrige und schlecht verschlossene Thüre, über welcher ein rundes Loch die Stelle eines Fensters vertritt. Lange antwortet Niemand, bis endlich eine rauhe, kräftige Stimme langsam murmelt: „Nun! wer ist denn draußen?"

„Sage es sei Niemand,“ ruft Robineau, den der Ton der Stimme vollends außer sich gebracht hat.

„Drei Reisende, die sich im Gebirge verirrt haben,“ erwidert Alfred.

„Drei Bettler, die nichts zu Nacht zu essen haben,“ fügt Robineau hinzu.

„Wenn Du nicht schweigst, Robineau, so werfe ich Dich diesen Hügel hinunter,“ sagt Alfred ungeduldig. Da man in der Hütte nicht antwortet, tritt Eduard näher und ruft: „Macht uns auf, gute Leute, wir bezahlen eure Mühe gut, sowie den Führer, den ihr uns geben werdet.“

„Das heißt, wir beten für euch, setzt Robineau bei, da wir unsere Börsen vergessen haben.“

Die Thüre der Hütte geht auf, und ein Mann in Ziegenfelle gekleidet, tritt heraus und sieht die drei Reisenden mit stumpfsinniger Miene an.

„Ach! mein Gott! was ist das? sagt Robineau, sich hinter seine Gefährten flüchtend; das ist ein Orangutang oder ein Falschmünzer!“

Nachdem der Bauer die drei jungen Leute stillschweigend betrachtet hatte, zeigt er auf den Eingang der Hütte und sagt: „Wollen Sie bei uns eintreten, meine Herren?“

„Gerne,“ versetzt Alfred; dieser dringt in die Hütte, wohin ihm Eduard folgt; jetzt sieht sich Robineau, der nicht allein bleiben will, genöthigt, ein Gleiches zu thun.

Das Innere der Hütte war größer, als man von Außen vermuthet hätte. Das Gebäude lief spitz zu,

und erhielt sein Licht von oben. Der untere Raum war in zwei Theile getheilt; aber die Scheidewand, aus einigen schlecht zusammengefügten Brettern gemacht, schien eher die Bewohner vor dem Einsturz der Mauern zu bewahren, als sie von einander absondern zu sollen.

In einer Ecke der ersten Abtheilung brannte ein Feuer, über welchem ein großer irdener Kochtopf hing; eine Frau von etlichen vierzig Jahren, vor dem Feuer sitzend, oder vielmehr gekauert, rührte mit einem hölzernen Löffel den Inhalt des Topfes um; neben ihr lagen drei halberwachsene, starke Bursche auf den Knien, ebenfalls auf das über dem Feuer Befindliche schauend; weiter hin saß ein noch kraftvoller Greis auf einem Strohbund, und liebkoste einen alten, neben ihm liegenden Ziegenbock. Eine Lampe auf einem kleinen Tische erleuchtete nur spärlich dies Bild, da der Rauch des Feuers dicke Wolken bildete, die sich nur langsam durch die obere Oeffnung des Hauses verloren.

Als die drei Reisenden eingetreten waren, blieben sie stehen, um das seltsame, vor ihren Augen aufgerollte Gemälde zu betrachten; die Bewohner der Hütte sahen auch sie an, aber mit einer dummen Verwunderung, und ohne sich zu rühren.

„Sehr originell! sagt Alfred zu seinen Freunden. — Sehr häßlich! bemerkt Robineau. — Ein sehr malerisches Hauswesen mit einer lokalen Färbung!“ nimmt Eduard das Wort.

„Ich weiß nicht, ob es eine Färbung hat, mur-

melt Robineau vor sich hin; aber die malerische Haushaltung riecht sehr übel!"

„Wo sind wir, gute Leute? fragt Alfred. — In Chadrat, erwidert der Greis. — In Chadrat, ruft Robineau aus; wie, das ist Chadrat!... und man wagt, das ein Dorf zu nennen!... ich möchte es nicht für meine Pferde."

Der Hirte, der mit den Fremden eingetreten war, machte, ohne daß er auf Robineau zu hören schien, den bei dem Feuer sitzenden Jungen ein gebieterisches Zeichen, worauf sie sich, obgleich ungern, zum Aufstehen entschlossen und den Reisenden hierauf eine Art kleiner, hölzerner Bänke anboten.

„Setzen Sie sich... ruhen Sie aus, meine Herren," sagte der Auvergnat. Alfred und Eduard setzen sich. Robineau betrachtet mit Schrecken die drei großen, so eben aufgestandenen Bursche, und wirft einen verstohlenen Blick nach dem Eingang der Hütte; seine Gefährten schenken jedoch seinem Zeichen keine Aufmerksamkeit, er entschließt sich daher, ebenfalls zu sitzen.

„Wir wären diesen Abend gerne auf eine Besitzung, der Schwarzenfels genannt, gekommen, sagt Alfred; kennt Ihr sie?"

Die Bauern sehen einander an und schütteln verneinend den Kopf.

„Zum Henker!... will er nicht gar, diese Bauernlümmel sollen mein Schloß kennen, sagt Robineau bei sich selbst.

„Und kennt Ihr die Stadt Saint-Amand? fragte Eduard. — Saint-Amand-Talende... o! ja, Herr.

— Sind wir weit davon entfernt? — Nicht zu sehr... wiewohl es noch ein ordentlicher Weg dahin ist. — Höret, braver Mann; diese drei großen Bursche da sind gewiß eure Söhne?"

Der Bauer gibt ein bejahendes Zeichen.

„Nun gut! da sie diese Berge auswendig kennen müssen, so seid so gut und gebt uns einen davon zum Führer... alle drei, wenn ihr wollt; wir bezahlen sie gut."

„Ja... fällt Robineau ein; man wird sie in der Stadt bezahlen... dort haben wir unser Geld."

Die Bauern sehen einander eine Weile stillschweigend an; dann sagt der Vater zu seinen Kindern: „Wollt ihr gehen, Jungens?"

Die Burschen scheinen unentschlossen; endlich antwortet der Größere mit leiser Stimme: „Man müßte am weißen Haus vorüber."

„Das weiße Haus! ruft Alfred, was ist das? ist es ein Wirthshaus?"

Die Landleute geben ein verneinendes Zeichen.

„Ist es ein Pachthof, eine Meierei?" fragt Eduard.

Die Bauern schweigen noch immer, und Robineau murmelt zwischen den Zähnen: „das sind doch entsetzlich einfältige Bauern!"

Endlich tritt der Greis den Reisenden näher und sagt mit geheimnißvoller Miene: „Das weiße Haus... ist ein Ort, den wir schon bei Tage nicht sehr lieben, und noch weniger bei Nacht!... ein gefährlicher Ort ... von dorther kommt immer Unglück!... kurz, es ist verzaubert!"

„Ha! ha! ha! wie, ihr guten Leute! ihr glaubt an Zauberer?“ sagt Alfred, während die Hüttenbewohner, erstaunt, daß man zu lachen wagt, wenn sie vom weißen Hause sprechen, einige Schritte zurückweichen, und die Reisenden mit einer Mischung von Staunen und Entsetzen anblicken.

Robineau, der nun einsah, daß die Leute, vor denen er sich fürchtete, selbst sehr furchtsam seien, stand plötzlich auf und rief, mit festem Tritt in der Hütte umhergehend: „Wie, ihr armen Leute, ihr seid bis zu diesem Grade einfältig ... ihr glaubt an Mährchen von Zauberern und Teufeln? ... Kerls wie ihr, von fünf Fuß sechs Zoll! ihr dauert einen!... das... o weh!...“

Im Feuer seiner Rede hätte Robineau beinahe den Kochtopf umgeworfen, und er bemerkte, daß er auf brennendes Holz trat. Hierauf fuhr er fort: „Wohlan denn, junge Auvergnaten, wollt ihr uns nach Saint-Amand führen? ich bin der Grundherr vom Schwarzenfels, ich werde euch köstlich belohnen.“

Weder Bitten noch Versprechungen können die Hüttenbewohner bewegen, den Reisenden zu Führern zu dienen; die Furcht vor dem weißen Haus, an welchem man vorüber müßte, ist bei ihnen stärker, als alle Hoffnung auf Gewinn.

„Meiner Treu, meine Herren, sagt Alfred, da diese Gebirgsleute entschlossen sind, uns nicht vor Tag zu führen, haben wir keine andere Wahl, als die Nacht hier zuzubringen.“

Nach einigem Widerstreben von Seiten Robineau's

fragt Alfred das Haupt der Familie, ob es ihn nicht belästige, wenn sie die Nacht in seiner Wohnung blieben. Weit entfernt davon, stellt der Auvergnat und seine ganze Familie das Haus zur Verfügung der jungen Leute; unsere Reisenden bemerken, daß, wenn gleich plump und einfältig, die Bewohner von Chadrat doch auch menschlich, gutmüthig und gastfreundlich sind; Tugenden, die man nicht immer bei feingebildeten und geistreichen Leuten trifft.

Sowie es einmal festgestellt ist, daß unsere Reisenden die Nacht in der Wohnung der Auvergnaten zubringen, denken sie nur noch daran, es sich bequem zu machen und sich zu benehmen, als gehörten sie zu der Familie. Alfred und Eduard beginnen lustig damit; sie lachen, singen und plaudern mit den Landleuten; Robineau allein schneidet stets ein Gesicht und sieht Alles mit mißvergnügtem Auge an.

„Wie heißt Ihr, braver Mann? fragt Alfred den Hirten. — Ich, Herr, nenne mich Claude, meine Frau Claudine...“

„Und ich wette, die Kinder heißen Claudinet,“ sagt Robineau, achselzuckend, vor sich hin.

„Was treibt Ihr? — Ich bin Schäfer. — Und Eure Kinder? — Sie bebauen das Land; gleich hier neben haben wir einen kleinen Acker. — Und Euer Vater? — O! der thut nichts mehr, er ruht aus... Was meine Frau betrifft, so kocht sie, und bringt uns das Essen auf das Feld. — Seid Ihr mit Eurem Schicksal zufrieden? — Was sagen Sie, mein Herr? — Ich frage, ob Ihr Euch glücklich fühlt? — Wahr-

lich! was brauchen wir denn weiter? Wir haben zu essen, unsere Kleidung, eine gute Hütte zur Wohnung! ist das nicht genug?"

„Sieh da, mein Freund, sagte Eduard zu Alfred, den Menschen in seinem Naturstande, ohne Ehrgeiz, ohne Neid; die Natur hat ihm nur einfache und reine Triebe gegeben."

Als die Suppe fertig war, brachte man den großen Topf in die Mitte der Gesellschaft; da der Tisch für so viele Personen zu klein gewesen wäre, so halten es die Gebirgsbewohner für einfacher, auf dem Boden herumzusitzen. Alfred und Eduard machen es ebenso; Robineau allein bleibt auf seiner Bank und sagt zu seinen Freunden: „Wie! meine Herren, ihr setzt euch auf den Boden? — Warum nicht? erwidert Alfred, man muß der Weise dieser guten Leute folgen. — Das ist der natürlichste Sitz, bemerkt Eduard. — Ihr sehet aus wie Wilde! — Die Wilden sind Kinder der Natur, und wir, mein Freund, Söhne des Vorurtheils. — Alsdann, meine Herren, werde ich morgen ohne Hosen von hier weggehen, und sagen, dies sei das natürlichste Kostüm. — Ah! Robineau, das ist ein Unterschied! die Wohlanständigkeit ward zu allen Zeiten geachtet!... die Feigenblätter sind schon alt! Uebrigens steht es Dir vollkommen frei, Deinen Hintern den Bewohnern von Chadrat zu zeigen, und sogar denen Deiner Besitzung, wenn es Dir Vergnügen macht. Da Du das Schloß erst gekauft hast, werden sie glauben, Du wollest damit einen alten Brauch wieder einführen, und leicht möglich, daß sie

sich entschließen, Dir nachzumachen, was ausnehmend pikant würde, besonders an Gesellschaftstagen."

Während dieses Gesprächs vertheilte die Herrin des Hauses hölzerne Teller und Löffel. Der Alte schnitt für Jeden Schwarzbrod ab, und seines Widerwillens ungeachtet, nimmt Robineau einen Teller voll Suppe an, und ißt am Ende wie die Uebrigen, obgleich er vor sich hin brummt, die Suppe sei zu dick und zu gesalzen, und der Wein noch zu jung. Die Gebirgsleute bemerken jedoch seine üble Laune nicht, und legen ihm alle Augenblicke neue Suppe auf seinen Teller obgleich er schreit: Ich habe genug! Und der Greis theilt das Mahl mit dem neben ihm liegenden Bock, der ein alter Freund der Familie zu sein scheint.

Während des Nachtessens lenkt Eduard das Gespräch wieder auf das weiße Haus, weil das Wenige, was er davon hörte, seine Neugierde erregt hat. „Erzählt uns doch, lieben Leute, was ihr von dem Orte wißt, der euch solchen Schrecken einflößt. Seit wann ist das weiße Haus das Entsetzen der Gegend?"

„Ach! ja, erzählt uns das, sagt Alfred. Ich liebe Gespenstergeschichten! ... das macht schaudern! ... es ist reizend! ..."

Robineau sagt nichts, aber er rückt seinen Stuhl dem von der Gesellschaft gebildeten Kreise etwas näher.

„Wahrlich! meine Herren, beginnt der Greis, es ist noch gar nicht so lange her, daß das weiße Haus uns solche Furcht macht. Zuvörderst muß ich Ihnen sagen, das es nicht sehr weit von hier ist, gleich

links, wenn man den Berg herabkommt. Man trit in ein kleines, recht niedliches Thal mit Weinbergen, Kleefeldern und schönen Nußbäumen, das weiße Haus liegt mitten drin.“

„Es scheint, daß es wenigstens den Boden nicht unfruchtbar gemacht hat ... Und wem gehört es denn? O! Herr! ... gerade das weiß man nicht, denn seit den zwanzig Jahren etwa, daß es gebaut ist, wurde es nie bewohnt ... als seit einiger Zeit durch den Teufel. Stellen Sie sich vor, Herr, ungefähr dreihundert Schritte vom weißen Haus liegt ein hübsches Häuschen, eine Art kleinen Pachthauses, das ehemals einem gewissen André Sarpiotte zugehörte. André war wohlhabend, besaß zahlreiche Heerden und blanke Thaler; so daß er sich das Haus bauen ließ, welches wir das weiße nennen, weil es als neu sehr zierlich, ganz weiß und weit schöner, als alle in der Gegend war! Gut also, André Sarpiotte ließ das Haus in der Absicht bauen, es an einen Liebhaber zu verkaufen; aber wahrlich! das Haus ist groß, hat einen schönen, mit einer Mauer umschlossenen Garten, und das war für uns viel zu theuer! ... Darum verblieb es dem André; er aber tröstete sich mit seiner jungen Frau, denn er war verheirathet, und seine Frau beschenkte ihn gerade mit einem Kind ...“

„Aber mein guter Freund, All das scheint mir in keinem Zusammenhang mit dem Abscheu, den man vor diesem Orte hat?“

„O! doch, Herr! o! doch! ... All das hängt zusammen, und ich komme jetzt daran. Eines Morgens

erfuhr man im Dorfe, die Frau André's habe ein Kind zur Erziehung mit dem ihrigen angenommen; es war ein Mädchen, Niemand in der Gegend hatte die Eltern gesehen; André aber sagte, es seien fern wohnende nicht reiche Leute; indeß bemerkte man, daß die Frau André's noch besser gekleidet war, noch schöneren Putz habe, und André es sich noch viel wohler sein ließ. Da er einmal Glück hatte, verkaufte er sechs Monate darauf das weiße Haus an einen Fremden, der die Gegend bereiste; die Verkaufs-Urkunde fertigte der Notar von Saint-Amand aus; der Herr hieß Gervais, weiter erfuhr man nichts über ihn; denn sehen Sie, was das Erstaunlichste ist, der Herr ließ Möbel kommen und Alles, was zur Einrichtung eines Hauses gehörte; aber er bewohnte es nie; eilends reiste er ab, und man hat ihn seitdem nicht wieder gesehen; ... was zu der Vermuthung führte, daß sich der Teufel des verfluchten Hauses bereits bemächtigt hatte, und der arme Käufer, als er es wahrnahm, nicht wieder zurückkommen wollte."

„Man gewahrte inzwischen noch nichts in der Gegend, nur fand man es sonderbar, daß der Herr des Hauses sein Eigenthum nie bewohnte. Die Zeit verstrich, das Mädchen, welches André und seine Frau zu sich genommen hatten, war noch immer bei ihnen. Nach zwei Jahren sagten sie, die Eltern seien gestorben, und sie adoptirten das Kind; aber wahrlich diese gute Handlung hat ihnen kein Glück gebracht. Ihr eigenes Kind starb; und ein Jahr darauf stürzte

André, der den Fehler hatte, etwas zu viel zu trinken, beim Zurückkehren vom Kirchweihfest von St. Gall in ein Loch, wo man ihn nicht mehr lebendig herauszog."

„Nun war Niemand mehr im Pachthause, als die Wittwe André und die kleine Isaura, so hieß das aufgenommene Mädchen. Jetzt fing man an, die Bemerkung zu machen, daß im weißen Hause außerordentliche Dinge vorgingen. Erstlich sah man in diesem Hause, in welchem Niemand wohnte, Abends von Zeit zu Zeit Lichter hin und her wandeln, und vom Garten her vernahm man Laute ... wie Pferdegetrappel! ... Sie können wohl denken, daß man das entsetzlich fand. Wäre der Herr des Hauses gekommen, so hätte man ihn gesehen! ... er hätte sich nicht versteckt, wäre nicht bei Nacht angelangt ... Das Alles machte Lärm ... gab zu denken ... Ein Haus, dessen Thüren und Fenster stets verschlossen waren, in welchem man aber dumpfe Töne hörte und Licht sah ... Sie sehen wohl ein, daß das gar nicht klar schien! ..."

„Aber die Wittwe André's, die ganz nahe bei dem weißen Haus wohnte, mußte größere Furcht als die übrigen Leute haben?"

„Durchaus nicht, mein Herr, und das ist noch weit weniger klar; wenn man mit der Wittwe Sarpiotte von dem Gepolter und den Lichtern sprach, antwortete sie, wir seien Dummköpfe und es gehe uns zudem gar nichts an."

„Es scheint, die Wittwe Sarpiotte war ein Freigeist.

— Wahrlich, mein Herr, ich weiß nicht, ob sie ein Geist war; das Alles aber hinderte nicht, daß sie ihrem Manne nachfolgte ... freilich erst zwölf Jahre später!"

„Ach! die Pächterin ist auch gestorben?"

„Ja, Herr, vor drei Jahren ist sie gestorben, indem sie durch Testament der kleinen Isaura, die damals fünfzehn Jahre zählte, ihr ganzes Vermögen hinterließ ..."

„Und das junge Mädchen wohnte fortwährend beim weißen Haus? — Mein Gott, ja, mein bester Herr! und sie fürchtete sich eben so wenig, als ob sie mitten im Dorfe wäre; und doch bemerkte man nach dem Tode der Wittwe André, daß die Erscheinungen in dem leerstehenden Hause viel häufiger waren. Vorher hörte man oft ein halb Jahr lang nichts; jetzt vergehen keine zwei Monate, ohne daß man die Gewißheit erlangt, es sei Jemand bei Nacht im Hause gewesen; letzthin endlich hat Jakob, der Tags zuvor im Vorbeigehen wohl gesehen hatte, daß alle Läden geschlossen seien, am andern Morgen wirklich auf dem Rückweg zwei Fensterläden im ersten Stock offen gefunden! Sie sehen wohl ein, daß sie nicht von selbst aufgegangen sind. Am folgenden Abend waren sie wieder geschlossen. Und das kleine, noch nicht einmal achtzehn Jahr alte Mädchen, wohnt allein bei einem so entsetzlichen Orte! ... bei einem Orte, wo wir Männer nicht vorbeizugehen wagen, wenn es dunkel ist ... O! das ist sehr verdächtig! ... Auch haben die Alten der Gegend, und ich bin Einer davon, alle

Umstände zusammengestellt und den Schluß daraus gezogen: daß dies kleine Mädchen ... kein gewöhnliches Mädchen sei.

„Wie! ihr glaubt, es sei ein Knabe?“ sagte Alfred lachend.

„Nein, Herr, das ist's nicht; aber sehen Sie, wir haben wohl in Acht genommen, daß erst seit ihrer Ankunft bei André alle diese außerordentlichen Begebenheiten sich zugetragen haben. Der Verkauf des weißen Hauses an einen Mann, den man nicht mehr sieht; das Haus stets verschlossen, und doch erblickte man manchmal Licht darin ... und dann sieht man zuweilen etwas, wie ein schwarzes Gespenst da und dort um das Pachthaus herumschleichen ...“

„Ah! es ist ein Gespenst da?“ fragt Alfred.

„Ein Gespenst?“ wiederholt Robineau, der während der Erzählung des Greises nach und nach mit seiner Bank so nahe gerückt war, daß er sich jetzt mitten in dem von den Zuschauern gebildeten Kreise befand.

„Ja, meine Herren, ja, es ist ein Gespenst ... oder ein Kobold ... der sich hie und da im Thale zeigt. — Habt ihr ihn gesehen, guter Alter? — Nein, Herr, o! nein; aber Claude hat ihn gesehen. — Nicht ich selbst, aber Peter, mein ältester Sohn. — Ich war es nicht, sagte Peter, sondern Joseph.

„Gesehen habe ich's gerade auch nicht, bemerkt Joseph, aber Nikolas, bei dem ich war, hat gesagt, er habe geglaubt, etwas zu sehen.“

„O! hiernach, sagt Alfred, ist das Dasein des

Gespensts herrlich bewiesen; kommen wir jedoch auf die kleine Isaura zurück, die, wie Ihr meint, weder ein Knabe noch ein Mädchen ist, was ihr dann eine gewisse Aehnlichkeit mit den Koboldden gäbe."

„Nun gut! mein Herr! um wieder darauf zurückzukommen, so glauben wir Uebrigen, daß, wenn man keine Furcht vor dem Teufel hat, man gut mit ihm stehen muß; und wir sagen ... aber ganz leise, daß demungeachtet das kleine Mädchen wohl verzaubert sein könnte, oder wenigstens uns unbekannte Kniffe haben müsse, um den Teufeln trotzen zu können. Kurz, sehen Sie! die ganze Familie, in der man sie aufnimmt, stirbt weg ..."

„Ja, in dem Zeitraum von fünfzehn Jahren."

„Das junge Mädchen lebt jetzt also ganz allein?"

„Ja, meine Herren, allein ... bei dem weißen Hause, wo Leute, wie wir sind, nicht in Gesellschaft bleiben möchten! ... das ist ganz erstaunlich. Und dann, sehen Sie, ist die junge Isaura den übrigen Mädchen des Gebirges nicht ähnlich; und doch sollte sie, da sie hier erzogen worden ist, nicht mehr verstehen, als wir ... denn wenn auch André und seine Frau wohlhabend waren, waren sie doch keine Gelehrte."

„Wie! das junge Mädchen ist unterrichteter, als die Bewohner des Gebirgs?"

„O! ich glaube wohl! ... sie weiß alles Mögliche! Erstlich kann sie in gedruckten Büchern lesen ... man sagt sogar, sie lese darin ganz geläufig! ... und doch war André Sarpiotte darin kein großer

Held! ... Wie kommt es nun, daß sie mehr kann, als ihr Lehrer?"

„Das sieht man täglich, guter Alter; ferner?"

„Ferner singt sie eine Menge uns unbekannter Lieder, die nicht aus unserer Gegend sind ... Ich frage, wer kann sie solche gelehrt haben? und dann hat sie im Sprechen, im Benehmen und ihren Verbeugungen das Wesen eines Mädchens aus der Stadt!"

„Und dann, fiel Claudine ein, die den Greis bis jetzt voll Ehrfurcht hatte sprechen lassen, Ihr sagt nicht, Vater, daß Isaura sehr künstlich im Baumpflanzen, der Blumenzucht, dem Säen ist; sie hat darin erstaunliche Kenntnisse! man darf nur den Garten des Pachthofs sehen, Alles schießt wundervoll empor! ... und hat sie nicht auch Heilmittel für das Vieh! — Sie hat Heilmittel für das Vieh?" ruft Robineau mit verdutzter Miene aus.

„Ja, Herr, neulich hat sie ihre Kuh geheilt, die drauf gehen wollte und bald nachher Jeanettens Ziege, die ein Geschwür am Bauch hatte."

„Ich denke, meine Herren, das ist Beweis genug, daß das junge Mädchen im Einverständniß mit dem Teufel ist."

„Gewiß, murmelt Robineau, wenn sie Kühe und Ziegen heilt."

„Endlich, meine Herren, für ein in diesen Bergen erzogenes Mädchen, hat sie gar nicht unsre Weise; sie spricht manchmal in Worten, die ich nicht verstehe ... kurz, sie hat eine ganz gezierte, süßliche Sprache, die gar nicht die unserer Schäfermädchen ist."

„Wahrhaftig! ich wäre sehr begierig, das Mädchen zu sehen, sagt Alfred. — Und ich auch, setzt Eduard bei.

„Meiner Treu, bemerkt Robineau, ich stehe euch dafür, daß es mich nicht im mindesten gelüstet."

„Jetzt aber kommen wir aufs Wichtigste, fährt Alfred fort, wie ist diese Isaura? Ihr habt sie uns nicht beschrieben; hat sie auch in ihrem Gesicht, in ihren Zügen etwas Teuflisches?"

„Ei, meine Herren! ... was das betrifft, meint der Schäfer, so muß ich gestehen, daß sie nicht übel ist ... es gibt sogar Leute im Dorfe, welche behaupten, sie sei hübsch."

„O! ja, Vater, sagen die drei Söhne Claudens, Isaura ist sehr hübsch ... und sie lächelt so sanft."

„Wollt ihr schweigen, Jungens!" fällt Claudine ein; ihr versteht euch nicht darauf! ... ich, ich sage euch, in ihren blauen Augen liegt etwas Boshaftes, wohinter Verrath lauert! ... und ihre sanfte Stimme ist nur eine Falschheit weiter, um die Leute zu umstricken. Zudem, kann eine kleine Zauberin hübsch sein?"

„Nein, sprach Robineau; ich bin der Meinung der Auvergnatin, eine Zauberin ist immer abscheulich."

„Schön oder nicht, sagte der Schäfer, Jeder in der Gegend meidet sie, statt sie aufzusuchen. Sieht man sie auf dieser Seite, geht man auf die andere. Führt sie ihre Ziegen auf den Berg, steigt man eiligst in das Thal hernieder; und, wahrlich! man hat Recht, denn sie wäre im Stande, uns etwas anzuwünschen, uns Unglück zu bringen! ..."

„Ich will morgen das Mädchen sehen," ruft Alfred; „gerne wünschte ich, es möchte eine Zauberin sein; denn, da ich noch nie eine gesehen habe, wäre es mir lieb, zu wissen, wie sie gemacht sind. Robineau, Du besuchst morgen mit uns das weiße Haus, nicht wahr?"

„O! morgen, meine Herren, bin ich hoffentlich in meinem Schlosse, dann könnt ihr gehen, wohin es euch beliebt; der Teufel soll mich aber holen, wenn ich euch begleite!... Ich werde mich lange unserer Gebirgsreise erinnern!..."

Die jungen Leute lachen über den Aerger ihres Gefährten. Das Abendessen ist inzwischen geendet, und die Auvergnaten denken bereits an ihre Nachtruhe.

„Meine Herren," wendet sich Claude zu den Reisenden, „gerne möchte ich euch Betten anbieten können; wir Leute aber schlafen ganz einfach auf Stroh, und sonst kann ich Ihnen auch nichts geben, als einige Ziegenfelle, die wir für den Winter aufbewahren."

„Wir befinden uns so sehr gut," sagt Alfred; „überdies geht eine Nacht schnell vorbei!"

„Wenigstens gebt mir die Ziegenfelle," sagt Robineau, ein Gesicht schneidend, „wenn Ihr keine Betten habt, das ist weicher, als Euer Stroh!"

„Ja, Herr, ich werde Alles machen."

In einer Ecke der Hütte bereitet man ein Lager aus Ziegenfellen; Alfred und Eduard aber ziehen es vor, auf Stroh zu liegen, in welchem sie sich lachend umherwälzen, während sich etwas weiter unten die drei jungen Auvergnaten auf das ihre werfen.

Der Alte hat es seinen Kindern bereits nachgethan und sich neben seinem Bock ausgestreckt. Das Lager von Claude und seiner Frau befindet sich im andern Theil der Hütte, welchem eine Art Vorhang von grober Leinwand als Thüre dient. Ehe sich aber Claude zu seiner Frau zurückzieht, bläst er die Lampe aus.

„Warum löscht Ihr denn das Licht?" ruft Robineau. — „O Herr! es wäre sehr gefährlich, ein solches brennen zu lassen; wenn Feuer ausginge, würden wir Alle zu Kohlen verbrannt."

Bei diesen Worten gießt der Landmann Wasser auf die Ueberreste des Feuers, um sie vollends auszulöschen.

„Habt Ihr wenigstens die Thüre sorgfältig verschlossen?"

Der Schäfer antwortet nicht mehr; schon liegt er bei seiner Frau, und bald verkündet langes Schnarchen, mit welchem sich das des Alten und der drei Söhne vereint, daß die ganze Familie im tiefen Schlafe liegt.

„Sie schlafen!... Wie glücklich sie sind!... dieser Bauer gab mir keine Antwort hinsichtlich der Thüre... überzeugen wir uns, ob wir in Sicherheit sind?"

Robineau steht auf, tappt nach der Thüre, findet die Klinke, öffnet sie, und gewahrt mit Schrecken, daß man von außen gleichfalls öffnen kann.

„Wie unvorsichtig diese Bauern sind!" ruft er aus, „eine Thüre, die man von außen öffnen kann!... wir sind sicher, wie auf offener Landstraße!... Holla!...

Herr Claude!... Kinder!.... Höret einmal, Großpapa!... gebt doch Antwort..."

Bei dem Geschrei und Lärm Robineau's wacht der Greis auf und sagt: „Was haben Sie denn, Herr?"

„Wie! was ich habe? Ich finde es nicht zum Besten, daß nicht einmal ein Riegel an Eurer Thüre ist; der nächste beste Dieb kann hereinkommen und uns umbringen."

„Ei! mein Herr, hier zu Lande gibt es keine Diebe!... Zudem haben wir nichts, was man uns stehlen könnte..."

„Ah! Ihr... Ihr denkt nur an Euch... Mir aber, Alter, wäre es nicht lieb, wenn man mir nur meinen Hut nähme... Hört einmal!..."

Der Alte ist wieder eingeschlafen und Alfred sagt zu Robineau: „Willst Du die guten Leute ruhig schlafen lassen! — Wie unvernünftig, so der Gnade der Vorübergehenden ausgesetzt zu sein! — Geht um diese Zeit Jemand vorüber? — Man kann nicht wissen... Kurz, ich will den Tisch vor die Thüre rücken, immerhin ein kleines Widerstandsmittel..."

Robineau tappt umher, findet den Tisch, stellt ihn vor die Thüre, und legt sich etwas beruhigter wieder auf die Ziegenfelle, wo er mit einem tiefen Seufzer ausruft: „Es war wohl der Mühe werth, ein Schloß zu kaufen... reich zu werden... meinen Onkel Gratian zu beerben, um wie ein Indianer auf Thierfellen zu schlafen! Höre Alfred, Alfred!... Alfred!... liegst Du gut auf Deinem Stroh?"

„Mein lieber Robineau," erwidert Alfred gähnend, „die Neuheit der Lage hat ihren Reiz... es kommt mir sehr drollig vor, auf Stroh zu schlafen!... nur Schade, daß ich nicht eine kleine Auvergnatin bei mir habe... weil... ah!"

„Weil, warum?... Nun, er ist wieder eingeschlafen... Hören Sie, Herr Eduard... schlafen Sie auch?... Es scheint so; suchen wir ein Gleiches zu thun."

Endlich gelingt es ihm. Ein glücklicher Traum umschwebte den neuen Burgherrn: endlich war er in seinem Schlosse angelangt; man nannte ihn gnädiger Herr, bewillkommte ihn festlich — als ihn ein ziemlich schweres Gewicht, das seine Brust belastet, auf unangenehme Weise erweckte.

„Wer ist da?" ruft Robineau, indem er sich der auf ihm liegenden Masse zu entledigen sucht. Aber man antwortet nichts, und er fühlt eine neue Last auf seiner Schulter. Ein kalter Schweiß rinnt ihm von der Stirne; er hat nicht mehr die Kraft zu schreien, und zitternd stottert er: „Wer... wer ist da? Gnade... was wollen Sie von mir?..."

Man gibt keine Antwort, bleibt unbeweglich, und fährt fort, auf Brust udd Schulter des Reisenden zu lasten. So verstreichen einige Minuten; Robineau vermag nicht zu schreien und wartet, daß man ihn wieder Herr seiner Bewegungen werden lasse, indem er heiße Gebete zum Himmel schickt. Aber verwundert, daß man unbeweglich auf ihm liegen bleibt, erhebt er gemächlich den Kopf, um sich loszumachen, als

sein Gesicht einen langen Bart berührt, der ihm dasselbe beinahe ganz bedeckt. Robineau stößt einen Schrei des Entsetzens aus, in der Meinung, er habe den Teufel auf sich, und in seinem Schrecken wirft er sich auf die Seite: nun findet er sich des Gegenstandes entledigt und springt auf, mitten in die Hütte; allein ihm scheint, er höre Tritte, und er ist überzeugt, der Teufel verfolge ihn. In seinem Entsetzen lauft er auf gut Glück, geräth in die Leinwand, welche die Scheidewand ausmacht, verwickelt sich in Stroh, fällt, hüllt sich darein und bleibt unbeweglich so liegen, den Himmel um seinen Schutz anflehend.

Inzwischen ist es wieder ruhig geworden; Robineau denkt, der Teufel habe seine Spur verloren und werde einen seiner Gefährten plagen; nachdem er eine Viertelstunde unter dem Stroh geblieben war, wo er beinahe erstickte, dreht er sich etwas, um nach Luft zu schnappen.

Im Umwenden findet sich das Gesicht Robineau's wieder auf irgend etwas; diesmal gleicht es keinem Bart, denn es ist ein dicker, fetter, weicher, sehr greifbarer und mit einer sanften Wärme begabter Gegenstand. Robineau zieht seinen Kopf zurück und streckt seine Hand vor, um sich zu überzeugen, ob seine Vermuthungen gegründet sind; in diesem Augenblick jedoch dreht sich die Person um, welcher der so wohlgeformte Gegenstand angehört; hierauf umfängt sie Robineau durch Ausstrecken eines Armes und eines Beines; er ist aufs Neue gefangen, und wagt nicht, sich zu rühren.

Diesesmal hat Robineau weniger Furcht, denn er erkannte, mit wem er es zu thun hatte; er fühlt sehr wohl, daß Madame Claude auf ihm liegt und er fühlt lieber Madame Claude als den Teufel. Bleibt er indeß, so denkt er, werde ihn der Schäfer hier finden, und dieser möchte nicht sehr zufrieden damit sein, ihn unter seiner Frau steckend zu erblicken; geht er, so fürchtet er wieder unter die Klauen des langbärtigen Wesens zu fallen; die Furcht vor dem Teufel ist bei Robineau größer, als die vor dem Schäfer. Er entschließt sich bis zu Anbruch des Tages, einer Zeit, wo die Dämone nicht mehr gefährlich sind, unter Madame Claude zu bleiben.

Sich in einer solchen Stellung ruhig zu verhalten, war indeß ziemlich schwierig; Robineau ruft sich unwillkürlich ins Gedächtniß, daß die Auvergnatin, obgleich etwas brünett, doch noch sehr sauber sei; allein bei Nacht sind alle Frauen weiß. Und Robineau streckte immer unwillkürlich die Arme aus und ließ seine Hände Alles, was ihnen in den Weg kam, befühlen; nach und nach verschwand sein Schrecken und seine Ideen wurden weit weniger düster.

Durch fortwährendes Befühlen weckte Robineau die Auvergnatin endlich auf; diese glaubt, ihr Mann kneipe sie, und als Frau, die weiß, was das bedeuten will, gibt sie ihm einen herzhaften Kuß; Robineau läßt sich küssen; er findet das hübsch; überdies will er die Auvergnatin nicht enttäuschen, und deßhalb muß er die Rolle des Ehemanns spielen; das that er auch seit einigen Minuten, als der nämliche

Gegenstand, der ihn von seinem Lager aufgescheucht hatte, auf dem Stroh hüpfend daherkam und über alle, die nicht schliefen, hinsprang. Robineau fühlt aufs Neue den langen Bart und schreit, in der Meinung, der Teufel wolle ihn für seine schlechte Aufführung bestrafen. Die Frau Claudens schreit gleichfalls; sie gewahrt, freilich etwas spät, daß sie nicht ihren Mann küßte; der Schäfer wacht auf und schreit auch, denn er will wissen, mit wem seine Frau etwas hat.

Dieser Lärm weckt die übrigen Bewohner der Hütte auf. Alfred und Eduard stehen auf, um zu erfahren, was es gibt; der Alte findet noch etwas Feuer und zündet die Lampe wieder an. Die drei Jungens allein schnarchen fort.

Mit dem Licht in der Hand erkundigt man sich nach der Ursache des Geschreis und erblickt den Ehemann und seine Frau, wie sie Robineau festhalten, der sich aufs Neue unter das Stroh verstecken will, während der Bock über die ganze Gesellschaft ohne Unterschied wegspringt.

Robineau sah mit bestürzter Miene den Bock und den Schäfer an. Alfred und Eduard fangen an, über sein Gesicht zu lachen, während der Alte ausruft: „Was habt ihr denn da drinnen? — Claudine weckte mich auf, indem sie wie eine Besessene schrie,“ sagte der Schäfer.

„Wahrlich! antwortete Claudine, ich schrie, weil ich etwas auf mir fühlte... d. h. Jemanden, und ich wollte wissen, wer es wäre.“

„Warum sind Sie denn da, so nahe bei meiner Frau? fuhr der Schäfer Robineau an; und was hat Sie bewogen, Ihre Ziegenfelle zu verlassen?“

„Meiner Treu, lieben Freunde, sagte Robineau, unter seinem Stroh vollends hervorkriechend, ich weiß wahrhaftig nicht, wie es gekommen ist... allein ich bin durch etwas aufgeweckt worden... habe einen langen Bart gefühlt... man hat die Füße auf mich gesetzt...“

„Ha! ha! ha! der Bock hat Dich aufgeweckt, Robineau, und ich wette, Du hast ihn für den Teufel oder die kleine Zauberin gehalten!“

Robineau macht große Augen, sieht den Bock an und ruft aus: „Wie, dies verfluchte Thier wäre es? ... so ist's, wenn man in der Arche Noahs schläft!“

„Nun, nun, sagt Claude, in dem Allem sehe ich kein großes Uebel... Sie haben Furcht gehabt, und das ist Alles!“

„Das ist durchaus Alles,“ wiederholt Robineau, einen verstohlenen Blick auf Claudinen werfend, welche ausruft: „Wahrlich! wegen solcher Kleinigkeit war es nicht der Mühe werth, das ganze Haus aufzuwecken... Doch, mein Herr, müssen Sie ein ander Mal nicht so plötzlich auf uns fallen, weil... das überrascht, sehen Sie.“

Robineau bringt neue Entschuldigungen vor und kehrt auf seine Ziegenfelle zurück, froh, so leichten Kaufs davon gekommen zu sein; die Auvergnaten legen sich wieder nieder, Alfred und Eduard gleichfalls, unter Lachen über das Abenteuer mit dem Bock, und diesmal lacht Robineau mit.

Der übrige Theil der Nacht geht ohne weitern Unfall vorüber. Mit Anbruch des Tages ist Alles auf den Beinen. Die jungen Leute nehmen eine Schale Milch an und machen sich wieder zum Abmarsch bereit. Diesmal will ihnen Claude selbst zum Führer dienen und das weiße Haus zeigen; denn beim hellen Tage fühlt er sich stark genug, demselben nahe zu kommen.

Nachdem unsere drei Reisenden die Auvergnaten für ihre Gastfreundschaft belohnt haben, verlassen sie also die Hütte, und Claudine wirft, als sie Robineau grüßt, demselben noch ein verstohlenes Lächeln zu.

Drittes Kapitel.

Isaura.

Heiter schritten die drei Freunde vorwärts, den Aufgang der Sonne bewundernd, der sich im Gebirge weit herrlicher ausnimmt, als aus einem Fenster von Paris. Claude, als Führer, ging voran, und Robineau, den die Gewißheit, nun bald sein Schloß zu sehen, glücklicher machte, rieb sich die Hände und schien über gewisse, seinem Geist vorschwebende Gedanken zu lächeln. Alfred und Eduard neckten ihren Gefährten über das Lächeln, das die Auvergnatin ihm beim Abschied zugeworfen hatte; und sich an die sonderbare Stellung erinnernd, in der sie ihn mitten in der Nacht gefunden hatten, leiteten sie daraus gewisse Vermuthungen ab. Lächelnd und aufgeblasen

war Robineau in seiner Vertheidigung, alsdann deutete er auf den Schäfer und sagte: „Seid doch still, meine Herren, ich bitte euch ... ihr werdet mich compromittiren!“

Plötzlich blieb der Hirte stehen, indem er ausrief: „Da ist das weiße Haus!“

Man war auf dem Abhang eines Hügels, und von der Stelle, wo der Bergbewohner stehen geblieben war, einer Krümmung des Weges, übersah man ein freundliches, von Weingärten und Wiesen durchschnittenes und von Bäumen beschattetes Thal, ein Gemälde voll hübscher Mannigfaltigkeit.

Alfred und Eduard liefen auf den Landmann zu. Mitten im Thale erblickten sie ein schönes, in modernem Style erbautes Haus, nur zwei Stockwerke hoch und mit einer Mansardenwohnung versehen; von der linken Seite des Hauses erstreckte sich ziemlich weithin eine Mauer, die dem Garten, der sehr groß zu sein schien, als Umzäunung diente.

„Wie! dies ist das verzauberte Haus? fragte Alfred den Hirten ... aber wahrlich, es hat nichts Abschreckendes ... seine Lage ist reizend; das Thal herrlich, und wenn sich der Teufel da einquartirte, muß man gestehen, daß er keinen schlechten Geschmack hatte.“

Der Schäfer antwortet nicht, er begnügt sich, mit angstvoller Miene das Haus anzublicken, und Robineau, der zurückgeblieben war, ruft aus: „Ich sähe lieber den Schwarzenfels, als alle eure Bauernbarracken!“

„Und wo ist denn die Wohnung der jungen Isaura? fragt Eduard. — Da unten... nach dem weißen Haus... Sehen Sie? rechts. — Ja, wahrhaftig... ein Landhaus von angenehmem Aeußern, mit hübschen Bäumen umgeben; Blumenstöcke an den Fenstern!... Ah! das ist die Wohnung der kleinen Zauberin!... Doch laßt uns vorwärts gehen, in das Thal hinab, in der Nähe werden wir Alles besser sehen."

Man steigt den Hügel vollends hinab; aber der Landmann geht nicht mehr voran, bleibt bei den Reisenden, und diese gewahren, daß er einen Weg einschlägt, der das Thal durchschneidet, aber nicht hart am weißen Hause vorbeiführt.

„Jetzt will ich den Führer machen, spricht Alfred, denn ich bemerke, braver Mann, daß Ihr uns von dem Ort entfernet, den wir zu sehen wünschen."

„Ei! meine Herren, ich führe Sie auf die Straße nach Saint-Amand, und da muß man nicht hart am weißen Hause vorbei."

„Der brave Claude hat Recht; denn mit diesem Hause, in dem kein Mensch wohnt, haben wir nichts zu schaffen; wir wollen auf mein Schloß."

„Und ich, ich sage Dir, daß ich nicht durch dieses Thal an dieser famösen Wohnung vorüber gehen will, ohne letztere näher zu besehen. Komm, Eduard, rechts..."

Alfred und Eduard gehen mit starken Schritten auf das weiße Haus zu; der Schäfer folgt ihnen ungewissen Schritts und Robineau beschließt den Marsch, indem er seine Gefährten zu allen Teufeln wünscht.

Man langt endlich ganz nahe bei diesem Hause an, von dem die Bergbewohner nur mit Grauen sprechen. Claude bleibt zehn Schritte davon stehen, weil er keine Lust hat, näher zu treten; Robineau hält sich zu Claude und setzt sich auf den Rasen, indem er sagt: „Wohlan, meine Herren, befriedigt eure Neugierde... wiewohl ich nichts besonders Merkwürdiges an diesem Hause sehe!... Es war nicht der Mühe werth, darum einen Umweg zu machen... in Wahrheit, ihr führt euch auf wie Schulbuben."

Ohne auf Robineau zu hören, sind Alfred und Eduard dicht an das Haus getreten. Die Fenster des untern Stocks sind durch Läden, die des obern durch Jalousien verschlossen. Neugierig betrachten die jungen Leute Alles aufs Genaueste, und vor der Eingangsthüre, an welcher ein kleiner eiserner Hammer angebracht ist, ruft Alfred aus: „Beim Henker, wir müssen uns überzeugen, ob wirklich Niemand in diesem hübschen Hause ist..."

Bei diesen Worten ergreift er den Hammer und will pochen, als der Schäfer, der ihn nicht aus dem Gesicht verlor, mit Entsetzen ausruft: „Herr! Herr! klopfen Sie nicht!... o! thun Sie so etwas nicht!"

„Ei! warum denn, mein Freund? versetzt Alfred lachend: Ist Niemand drinnen, was liegt daran, wenn ich klopfe? und im andern Fall werden wir den Eigenthümer kennen lernen, der Reisenden diese kleine Indiskretion verzeihen wird."

„Gleichviel! schreit Robineau dazwischen; es ist sehr unschicklich, sogar lächerlich und..."

Der Satz Robineau's wird von dem Schall des Hammers unterbrochen, den Alfred an der Thüre ertönen läßt. Bei diesem Laut geht der Hirte voll Entsetzen noch weiter zurück; man sieht, er ist auf das Heraustreten grauenvoller Wesen gefaßt. Robineau erblaßt und murmelt zwischen den Zähnen. Alfred und Eduard horchen; aber der Schlag hallt lange durch das Innere des Gebäudes und verliert sich am Ende, ohne daß eine Antwort erfolgt wäre.

„Niemand! ruft Eduard. — Versuchen wir es nochmals," sagt Alfred. Zwei neue Schläge, mit größerer Kraft geführt, folgen; gleiches Schweigen.

„Ihr seht wohl, meine Herren, daß ihr euch umsonst bemüht! sagt Robineau aufstehend; so könnt ihr bis morgen fortmachen, da Niemand drinnen ist! — Oder Niemand antworten will," brummt der Landmann, der wieder etwas näher getreten war.

„Schade! sagt Alfred, ich hätte gewünscht, es möchte eine Legion Teufel herauskommen, nur um zu sehen, was für ein Gesicht der Burgherr vom Schwarzenfels gemacht hätte."

„Mein Gesicht wäre sich gleich geblieben, meine Herren, ich glaube nicht, wie ihr, an Ammenmährchen; deßhalb sehe ich auch die Nothwendigkeit nicht ein, an Thüren zu pochen, wenn ich weiß, daß Niemand im Hause ist!"

„Hm!... Nachts um zwölf Uhr dürfte man nicht so klopfen! bemerkte der Schäfer, den Kopf schüttelnd. Ich stehe dafür, daß es nicht so gut abliefe!

„Wohlan, sagt Alfred, da wir nicht in das weiße

Haus können, wollen wir nach dem kleineren gehen, dort sind wir vielleicht glücklicher."

„O! meine Herren, ihr werdet auch dort Niemand finden, versetzt Claude, denn um diese Zeit führt Isaura ihre Ziegen immer zur Weide ins Gebirge!"

„Dann, sagt Robineau, könnten wir es wohl bleiben lassen, an alle Thüren zu klopfen!"

Alfred und Eduard lassen ihren Gefährten seine Betrachtungen an den Schäfer richten und gehen auf das Häuschen zu, das von schönen Bäumen und niedlichen Blumenbeeten umgeben ist.

„Neben der Hütte, in der wir diese Nacht schliefen, sieht das wie ein Palast aus, sagt Alfred, und dieses Häuschen kann für das Schloß von Chadrat gelten."

„Ja, dieser Ort ist reizend! sagt Eduard, stehen bleibend und die ländliche Wohnung betrachtend. Die schönen Bäume, die Blumen, der Rasen!... sieh, lieber Alfred, ich würde gerne mein Leben an diesem Orte zubringen!"

„Ah! das Leben!... das ist sehr lang; aber acht Tage mit einer schönen Frau, da sage ich nicht nein! Laß indeß sehen, ob die Herrin des Hauses der Vorstellung entspricht, die ich mir von ihr mache."

Die Thüre der Wohnung war verschlossen. Alfred pocht, ruft, sieht zu den Fenstern hinein, Niemand erscheint. Drinnen vernimmt man jedoch Hundegebell.

„Das Haus ist wenigstens bewacht, sagt Alfred. — Was ist das? ruft Robineau. — Der Hund Isaurens, sagt der Schäfer; o!... er hat seine Größe...

und ich bin sicher, daß zwei Männer nicht mit ihm fertig werden!... Es ist, wie man sagt, ein... ein... warten Sie doch... — Ein Neufundlands-hund! — Ja, Herr... richtig. — Und wie kommt es, daß das junge Mädchen einen Hund von einer hier zu Land so seltenen Race hat? — Ah, Herr, das ist auch noch eins von den Geheimnissen, welche beweisen, daß etwas dahinter steckt... Isaura hat diesen Hund seit dem Tod der Wittwe André; auf die Frage woher, sagte sie, es sei das Geschenk eines Reisenden, den sie gastfreundlich bewirthet hatte... ich frage Sie: ist es wahrscheinlich, daß ein Reisender seinen treuen Begleiter herschenkt? — Nein, das läßt sich nicht vermuthen," sagt Robineau.

„Wißt Ihr, wie der Hund heißt? fragt Eduard den Hirten. — Ja, Herr; da er manchmal mit seiner Herrin geht, so hört man diese ziemlich oft Vaillant rufen."

Eduard tritt der Thüre wieder näher und klopft leicht an, wobei er den Namen Vaillant ausspricht. Der Hund säumt nicht, zu antworten; diesmal aber ist sein Bellen weniger stark; er scheint eher zu fragen, was man wolle, als die Fremden zu bedrohen.

Die beiden Freunde hören dem Hunde mit Interesse und der Schäfer mit Aufmerksamkeit zu; Robineau aber, der ungeduldig hin und her lief, stampfte zornig auf den Boden und rief: „Ich weiß nicht, meine Herren, ob ihr in die Auvergne gekommen seid, um euch mit den Hunden zu unterhalten und an alle Thüren zu klopfen; was mich betrifft, ich habe

andere Absichten und die Ehre, mich euch zu empfehlen, wenn ihr euch nicht mit mir auf den Weg begeben wollt."

„Nun, beruhige Dich, Robineau, wir wollen weiter gehen. Ich gestehe indeß, daß ich das kleine Mädchen gerne gesehen hätte. — Und ich auch! sagt Eduard. Da sie aber nicht zu Hause ist und Du nicht mehr die Kraft in Dir fühlst, eine Runde im Gebirge zu machen, so wolleu wir Dir folgen, in der Voraussetzung, die kleine Hexe ein andermal ohne Dich zu besuchen und..."

„Da ist sie!... da ist sie!..." ruft in diesem Augenblick der Schäfer aus, mit dem Finger nach dem Berge deutend. Die jungen Leute richten alsbald ihre Augen nach dieser Seite und erblicken ein junges Mädchen, das, Ziegen vor sich hertreibend, eiligst in das Thal herabstieg.

Alfred und Eduard bleiben unbeweglich und folgen ihr mit den Augen; ihr Gang ist leicht und lebhaft; bald läuft sie hinter ihren Ziegen her, bald kehrt sie sich um, eine zu rufen; kommt sie einen steilen Abhang herab, so scheinen ihre Füße den Boden kaum zu berühren, und spielend hüpft sie über tiefe Klüfte. Endlich ist sie im Thal und man vermag ihre Züge besser zu unterscheiden: ihre großen, etwas dunkelblauen Augen werden von langen schwarzen Wimpern beschattet, und ihre oft halbgesenkten Augenlieder vermehren noch das Sanfte ihres Blicks, dessen Ausdruck naiv und zärtlich zugleich ist. Ihre Nase ist klein und wohlgeformt; der etwas große Mund

zeigt, wenn sie lächelt, die schönsten weißen Zähne; dicke blonde Locken, mit Geschmack und größerer Sorgfalt, als bei den Bergbewohnerinnen üblich ist, geordnet, umspielen ihre Stirn; die Gesichtsfarbe endlich ist von der Sonne nur leicht gebräunt, da ein großer Strohhut sie vor derselben schützt. Ihre Taille, mittlerer Größe, ist schlank und wohlgeformt, der Fuß klein, die Hand fein und zart. Ein braunes Röckchen, ein Mieder von gleichem Stoffe, eine kleine, roth und weiße Schürze bildeten ihren ganzen Putz; aber in ihrer Art, sich zu tragen, liegt eine Anmuth, die mit dem plumpen und unbeholfenen Wesen der Auvergnaten nicht in Einklang steht.

„Sie ist reizend!“ ruft Alfred.

Eduard sagt nichts, aber seine Augen folgen jeder Bewegung Isaurens.

„Ja, bemerkt Robineau, für eine Bäurin ist sie ziemlich hübsch.“

Die kleine Hirtin näherte sich schnell ihrer Wohnung. Bald bleibt sie überrascht stehen und macht eine Bewegung, welche anzeigt, daß sie die Fremden erblickt hat. Aber sie setzt ihren Weg fort und kommt heiter auf sie zu; Alfred und Eduard gingen ihr einige Schritte entgegen.

„Habt ihr an meine Thüre geklopft? fragt das Mädchen mit sanfter Stimme, sich vor den Reisenden verbeugend. — Ja, mein schönes Kind, versetzt Alfred. — Ich hatte mich nicht getäuscht!... ich hörte Vaillant!... O! der benachrichtigt mich schnell, wenn Jemand zu mir kommen will!... Aber Sie wollen

ohne Zweifel ausruhen... Erfrischungen einnehmen? ... Kommen Sie, ich mache Ihnen auf, meine Herren! — Sie sind zu gütig! sagt Eduard; aber es thut uns leid, Ihre Rückkehr veranlaßt zu haben... — Warum das?... habe ich nicht Zeit genug, meine Ziegen spazieren zu führen? und ist es nicht ein Vergnügen, Reisenden nützlich sein zu können?“

Bei diesen Worten öffnete das junge Mädchen die Thüre ihrer Wohnung.

„Freund, sie ist hübsch zum Malen, sagt Alfred leise zu Eduard. — Ja, Alles an ihr entzückt und nimmt für sie ein!... — Wie dumm müssen diese Bergbewohner sein, um sich vor einem so liebenswürdigen Kinde zu fürchten?... Was mich betrifft, ich würde gerne mit ihr des Teufels sein!“

„Nun, meine Herren, werdet ihr auch da wieder eintreten?“ fragt Robineau, ihnen näher tretend.

„Ach! mein lieber Robineau, Du wirst zugeben, daß wir die Einladung dieses liebenswürdigen Kindes nicht ausschlagen können... überdies haben wir diesen Morgen nichts als Milch genossen, und es scheint mir, daß uns einiges Obst gar nicht übel bekommen würde. — Aber auf meinem Schloß könnt ihr Geflügel haben und... — Ich bin überzeugt, daß es Gänse und Truthühner auf Deinem Schlosse gibt, inzwischen aber, bis wir uns ihrer Gesellschaft erfreuen, wollen wir mit diesem hübschen Mädchen Bekanntschaft machen. Komm, Robineau, diese Gefälligkeit noch, es wird die letzte sein. — Ach Gott, wie viele Gefälligkeiten habe ich seit gestern gehabt!

Ihr laßt mich mein Schloß theuer erkaufen. — Herr Julius, ich werde Ihnen ein Einweihungsgedicht machen. — Nun, weil ihr es wollt, können wir einen Augenblick bei der Kleinen eintreten... nehmt euch aber besonders vor dem Hund in Acht."

Isaura hat die Thüre geöffnet. Ein schöner Hund mit langem, weißem Seidenhaar bewillkommt sie und schnuffelt dann an jedem Reisenden herum: eine Ceremonie, die Robineau gar nicht gefällt. Als sie eben einzutreten im Begriff sind, wendet sich Alfred um, und ruft aus: „Ei! unser Führer!... ich sehe ihn nicht mehr."

Derselbe hatte sich davon gemacht, sobald er die Kleine näher kommen sah.

„Es scheint, er hat uns im Stich gelassen, sagte Eduard. — Wieder ein Aufenthalt! murmelt Robineau. — Wir werden ohne ihn den Weg finden und ich stehe Dir dafür, daß wir, ehe zwei Stunden vergehen, in Deinem Hause sind. Unterdessen treten wir bei der kleinen Zauberin ein, deren hübsche Augen mir bereits den Kopf verrückt haben."

Die jungen Leute treten in ein niedriges Gemach, dessen Möbel geringer Gattung, aber äußerst reinlich sind. Hinten sieht man einen kleinen Hof, der zum Garten führt.

„Wollt ihr etwa meinen Garten besuchen, meine Herren, während ich das Frühstück bereite? — Gerne, sagt Alfred. — Auf, Vaillant, führe die Herren in den Garten!..."

Vaillant versteht die Zeichen seiner Herrin und

geht voran; die jungen Leute folgen und Robineau sagt vor sich hin: „Es scheint, der Hund macht hier die Honneurs des Hauses.“

Man geht durch den Hof, worin Hühner und Tauben sind, worauf Vaillant die Reisenden in einen kleinen, mit Geschmack geordneten Garten, in welchem man Obst, Gemüse und Blumen auf die niedlichste Weise vermischt findet, herumführt. Der Hund geht vor ihnen her, bleiben sie stehen, macht er es ebenso und wendet den Kopf nach ihnen; so geht es durch alle Kreuz- und Quergänge des Gartens und am Ende führt er sie wieder gegen das Haus zurück.

„Der Hund ist zum Erstaunen merkwürdig, sagt Eduard, ein Bauer hätte uns nicht besser fuhren können. — Er ist prächtig! versetzt Alfred, ein wirklicher Neufundländer ... er scheint noch jung; ich wette, man findet Seinesgleichen im ganzen Lande nicht; er ist mehr als sechshundert Franken werth!“

„Ihr werdet zugeben, meine Herren, sagt Robineau, daß es zum Verwundern ist, ein so schönes Thier bei einer Bäuerin zu finden; ... ich bin der Ansicht des Schäfers, es ist ganz außerordentlich, daß ein Reisender ihn hergeschenkt habe ... wenigstens, wenn nicht die Kleine, welche hübsch ist, ihm gleichfalls das Kostbarste gewährt hat, was sie besaß.“

„Ah! Herr Robineau! welcher Gedanke! ... ruft Eduard voll Aerger aus. Augenblicklich das Schlechte voraussetzen! ... die Tugend dieses Kindes beflecken!“

In diesem Augenblick erscheint Isaura an der Thüre des untern Zimmers und sagt zu den jungen Leuten:

„Meine Herren, wenn Sie frühstücken wollen... Alles ist bereit.“

Man kehrt in's Haus zurück und setzt sich an einen Tisch, auf dem Obst, Milchspeisen und Butter aufgetragen und mit einem Geschmack und einer Sauberkeit geordnet waren, die das Auge ergötzen.

„Nun, das ist appetitlicher als die Suppe der Einwohner von Chadrat! sagt Alfred, als er mit seinen Gefährten Platz nahm.“

„Sie setzen sich nicht zu uns?“ sagt Eduard zu Isauren.

„Nein, mein Herr, ich habe schon gefrühstückt; ich werde aber hier bleiben, Sie zu bedienen, wenn Ihnen etwas fehlen sollte.“

Bei diesen Worten setzte sich Isaura nicht weit von ihnen und nahm eine Näharbeit zur Hand. Alsbald legt sich Vaillant vor seine Gebieterin, die Augen gegen die Reisenden gewandt, welche er keinen Augenblick aus dem Gesichte verliert, wie eine vor einem wichtigen Posten aufgestellte Schildwache, die sich beständig darauf gefaßt macht, ihn bei einem Angriff zu vertheidigen.

Während des Essens blicken die jungen Leute häufig nach dem Mädchen. In den Zügen Isaurens lag ein Ausdruck von Sanftmuth, Gefühl, welchem ihr Blick voll Unschuld und Offenheit einen unnennbaren Reiz verlieh.

„Sie bewohnen dieses Haus allein? fragt sie Eduard. — Ja, Herr, allein... seit vor drei Jahren meine gute Mutter gestorben ist.“

„Die Wittwe André war Ihre Mutter?“

„Sie vertrat ihre Stelle, denn ich habe meine Eltern nie gekannt; sie sind schon lange todt; der gute André aber und seine Frau hatten mich an Kindesstatt angenommen ... Als er starb, war ich noch sehr klein, ... aber seine Frau ... habe ich erst vor drei Jahren verloren und ich denke täglich an sie.“

Die Stimme des jungen Mädchens war bewegt, sie beugte den Kopf auf ihre Arbeit nieder; die Reisenden blickten sie an und sahen einige Thränen ihren schönen Augen entgleiten. Vaillant hatte die in der Stimme seiner Herrin vorgegangene Veränderung wahrgenommen; er spitzt die Ohren, richtet sich auf, blickt Isaura an; dann die Augen wieder auf die Fremden werfend, läßt er ein dumpfes Murren hören, wie um Rechenschaft von ihnen zu verlangen für die Thränen des jungen Mädchens; diese aber fährt alsbald mit der Hand über ihn hin, liebkost ihn, schmeichelt ihm, und der Hund wird wieder ruhig und legt sich zu ihren Füßen nieder.

„Verzeihen Sie, daß wir durch unsere Fragen Ihren Kummer erneuert haben! sagt Alfred, Reisende sind aber neugierig; und wahrlich, Sie sind so hübsch! ... aber Sie müssen sich in Ihrer Einsamkeit langweilen?“

„Langweilen! o! nein, mein Herr! ... ich habe keine Zeit dazu! ... ich habe so viel zu thun! ... mein Garten will Pflege ... und dann, habe ich nicht Gesellschaft? mein Hund, meine Hühner, meine Ziegen, meine Kuh.“

„Sie nennt das Gesellschaft!“ sagt Robineau lächelnd; hierauf sich an Isauren wendend: „Sie müssen sich aber hier fürchten?“

„Fürchten! nein, Herr; in unsern Bergen gibt es keine Diebe; und habe ich nicht überdies, wenn mir auch Jemand Böses zufügen wollte, meinen treuen Vaillant? o! er würde mich gut vertheidigen!“

„Gewiß, ich möchte mich nicht mit ihm messen,“ sagt Robineau.

„Ja, sagt Alfred, Sie haben da einen prächtigen Hund, von einer kostbaren Race ...“.

„Haben Sie ihn theuer bezahlt?“ fragte Robineau, mit ironischem Lächeln. Die Kleine schweigt eine Weile, schlägt die Augen nieder; endlich sagt sie: „Man hat ihn mir geschenkt ... er hat mich nichts gekostet. Derjenige, der ihn mir gab, sagte, er könne mir keinen treuern Wächter geben.“

„An seiner Stelle, bemerkt Eduard, hätte ich es eben so gemacht. Ihre Lage war nicht ohne Gefahr ... und die Treue mußte die Schutzwache der Unschuld und Schönheit sein.“

Isaura erhebt die Augen zu Eduard, und scheint ihm durch ein Lächeln zu danken, während Robineau den Kopf schüttelt, und sich mit Brod und Butter vollstopft.

„Aber, sagt Alfred, Sie wohnen bei einem Orte, gegen den alle Wachsamkeit Vaillant's zu Schanden werden könnte, wenigstens wenn man den in der Gegend gehenden Gerüchten Glauben schenken darf.“

„Ach! Sie meinen das Nachbarhaus? sagte Isaura

lächelnd, wo die Bergbewohner behaupten, daß Geister erscheinen!"

„Richtig. Jagen Ihnen diese Geister keine Furcht ein?"

„O! nein, Herr; ich weiß wohl, daß es nur Mährchen sind. Zur Zeit meiner guten Mutter sagten uns die Bergbewohner öfters, wir sollten das gefährliche Thal fliehen, ... aber das machte uns lachen ... Wir wußten wohl, daß keine Gefahr vorhanden war ... denn es ist uns nie etwas zugestoßen."

„Und Sie sehen bei Nacht nicht zuweilen Lichter in dem weißen Haus? sagt Robineau ... Sie hören kein Geräusch ... erblicken kein schwarzes Gespenst?"

Ein schalkhaftes Lächeln irrte über die Lippen des jungen Mädchens, welche erwidert: „Ich habe nie etwas Außerordentliches gesehen, mein Herr."

„Meiner Treu, rief Alfred, wir wollten uns überzeugen, ob das Haus in der That unbewohnt sei, und ehe wir zu Ihnen kamen, haben wir dort unten geklopft, zum großen Aergerniß des Landmanns, der uns begleitete."

„Sie haben am weißen Haus geklopft? fragt Isaura hastig, und ... man hat Ihnen keine Antwort gegeben?"

„Nein! ohne Zweifel, weil Niemand darin ist."

Die Kleine scheint eine heimliche Gemüthsbewegung zu empfinden; aber sie faßt sich und erwidert: „O! sicher ... Ihr Klopfen war ganz vergeblich."

Eduard blickt Isaura aufmerksam an, und sucht

in ihren Augen zu lesen, als Robineau aufsteht und ruft: „Meine Herren, hoffentlich haben Sie genug gegessen, es ist nun Zeit, uns wieder auf den Weg zu machen.“

Alfred und Eduard stehen zu ihrem Leidwesen auf, aber sie fühlen wohl, daß jetzt der Augenblick nicht ist, sich länger zu verweilen. Alfred zieht seine Börse und will ein Geldstück herauslangen, als ihn die Kleine daran verhindert, indem sie sagt: „Sie sind mir nichts schuldig, meine Herren; nie haben meine Pflegeltern von den Fremden, die sich in ihrer Wohnung aufhielten, Geld angenommen, und ich würde glauben, ihr Gedächtniß zu entehren, wenn ich nicht stets handelte, wie sie.“

„Wohlan, liebenswürdiges Kind, sagt Alfred, man muß Ihnen gehorchen; ich werde jedoch diese Gegend für einige Zeit bewohnen und sage Ihnen zum Voraus, daß ich mich wieder zum Frühstück einlade.“

„So oft es Ihnen Vergnügen macht, Herr,“ versetzt Isaura mit einer kleinen Verbeugung, während der junge Mann ihre Hand fassen wollte, die sie jedoch unter freundlichem Lächeln schnell zurückzog.

Robineau ist schon aus dem Häuschen getreten, Eduard wartet, bis es Alfred eben so macht. Er sagt kein Wort zu Isauren, aber seine Augen ruhen lange auf ihr und nur mit Mühe kann er sie abwenden.

Viertes Kapitel.

Robineau's Einzug auf seinen Besitzungen.

Man schlug die Straße wieder ein, welcher der Schäfer folgen wollte, und die nach Saint-Amand führen soll. Diesmal marschirt Robineau voraus; er treibt seine Gefährten an, lauft, kommt hierauf wieder zu ihnen zurück. Alfred und Eduard sprechen keine Silbe; auf die Manöver Robineau's geben sie wenig Acht; sie denken an Isaura; die Erinnerung an die junge Ziegenhirtin läßt sie den Zweck ihrer Reise vergessen. Endlich ruft Alfred aus: „Sie ist wahrhaftig reizend! und nie hätte ich geglaubt, daß man in diesen Bergen ... in einer Hütte so viel Anmuth! ... so viel Reize fände! ... Der Schäfer hatte wohl Recht, sie gleicht den andern Auvergnatinnen, die wir bis jetzt gesehen haben, nicht; ... und doch war die, mit der ich in Ayda tanzte, nicht übel; ... aber plump, linkisch! ... O! ein wirkliches Gebirgsmädchen; wogegen diese Kleine ... Bist Du nicht meiner Ansicht, Eduard?"

„Ja ... die Kleine ist gar nicht übel ..."

„Gar nicht übel! ... O! für einen Dichter sagst Du das verdammt kalt! Sage lieber, sie sei anbetungswürdig, hinreißend! ... daß sie in Paris Alles toll machen würde!"

Eduard gibt keine Antwort mehr, aber der Enthusiasmus Alfreds scheint ihn zu ärgern.

Man schritt über schöne, mit Weinstöcken bepflanzte

Hügel hin; die Landschaft war entzückend, überall nur Felder, Wiesen, Weingärten. Bald sahen sie ein Städtchen in der herrlichsten Lage vor sich, an welchem sich ein kleiner Fluß hinschlängelte. Bauern belehrten sie, daß sie sich vor Saint=Amand befinden.

„Und der Schwarzenfels?“ fragt Robineau.

„O! der ist nicht sehr weit; man darf aber Saint=Amand nicht passiren; hier hinauf über Saint=nin ... Sie finden es leicht.“

„Nun, sagt Robineau, ich sehe, daß meine Domaine hier bekannt ist; vorwärts, meine Herren. — Aber, Robineau, Du rennst wie ein Hirsch! laß uns doch nur zu Athem kommen! — Ich werde nicht zu Athem kommen, bis ich nicht in meinem Schloß bin!“

Und Robineau lauft weiter, obgleich ihm der Schweiß von der Stirne rinnt, und er roth ist, wie ein gesottener Krebs. Nach einem weiteren Marsch von einer Viertelstunde treffen die jungen Leute auf zwei Bauerknaben, die einen Esel vor sich her treiben.

„Wohin, meine Freunde? fragt Robineau. — Nach Haus, Herr. — Und wo seid ihr zu Haus? — Eine halbe Stunde von hier, beim Schloß Schwarzenfels.“

„Beim Schwarzenfels! ruft Robineau, außer sich vor Freude, aus. Das sind zwei von meinen Vasallen.“

„Deine Vasallen sind etwas schmutzig, bemerkt Alfred. — Ha! ich glaube! Morgens ... Ich finde sie aber zum Entzücken ... Höret, meine kleinen Liebesengel! ...“

Die beiden Bauernknaben, die nicht denken, daß sie es seien, welche man Liebesengel nennt, treiben ihren Esel immer voran; Robineau aber holt sie ein, und hält sie auf. „Hört einmal, Kinder! ihr wohnt beim Schwarzenfels? — Ja, Herr. — Demnach kennt ihr das Schloß? — Ja, Herr. — Ist das Schloß schön? — Ja freilich, Herr, sehr schön! ... wie ein Gefängniß! ... Mit Thürmen! vergitterten Fenstern! ...“

Alfred lacht laut auf; Robineau aber fährt in seinem Gespräch fort: „Meine Freunde, ihr möget wissen, ich bin der Herr, der Besitzer dieses prächtigen Schlosses ...“

Die Bauernbuben blicken ihn mit einfältiger Miene an und Alfred sagt lachend: „Sonderbar, das macht gar keinen Eindruck auf sie.“

„Meine Kinder, fährt Robineau fort, ihr habt ohne Zweifel nicht verstanden, was ich sagte, daß ich der Besitzer vom Schwarzenfels bin? — Ja, wir verstehen wohl ... Man erwartete Sie aber gestern Abend, Herr ... — Man erwartete mich! ... Sehen Sie, meine Herren, man erwartete mich, ich wußte es! ... Die armen Kinder, ihr hattet mir ohne Zweifel ein Fest bereitet? — Ah! das weiß ich nicht; aber gestern kam ein Herr zu uns und schrie, sein Gebieter werde anlangen, und man müsse tanzen, sich belustigen, weil er uns gut bewirthen wolle. Da bin ich und mein Bruder vor das Schloß gegangen und haben den Dudelsack geblasen und auf den gewartet, der uns bewirthen sollte; aber Niemand ist

gekommen, so daß unser Vater, der zornig war, weil wir aufs Schloß gegangen sind, uns kein Nachtessen gab, und sagte, er wolle uns lehren, solche Dummheiten zu glauben."

„Heute sollt ihr zweimal zu Nacht essen, ich verspreche es euch! ihr müßt mir aber einen Gefallen thun. Lauft voraus, ihr seid nicht müde, werdet vor uns aufs Schloß kommen, dort fragt nach Franz, meinem Kammerdiener ... und saget ihm, ich treffe bald ein. Geht ... laßt mir euren Esel ... Ich setze mich darauf, das vertreibt mir die Zeit ein wenig. Zwar ist es kein sehr nobles Reitpferd, wenn man aber vierundzwanzig Stunden auf den Beinen ist, nimmt man, was man erwischt. Geht!"

Die Bauernbuben sehen einander an, und gehen nicht von der Stelle. „Habt ihr mich nicht verstanden?" fährt Robineau fort.

„Doch, Herr; wir können Ihnen aber unsern Esel nicht nur so mir nichts dir nichts überlassen!... Sie dürften nur damit fortgehen, und man sähe Sie nicht wieder! ..."

„Wie, kleine Schlingel! ihr haltet euern Lehnsherrn für einen Dieb?"

„Höre, Robineau, sagt Alfred, diese Kinder haben Recht, daß sie Dir ihren Esel nicht so geradezu überlassen; allein Du verstehst gar nicht, den Herrn zu spielen; meinst Du, es handle sich nur darum, zu sagen: Ich bin's ... Beweise es doch: ziehe Deinen Beutel, damit macht man sich stets kenntlich."

„Ha! das ist wahr! ich dachte nicht daran, rief

Robineau aus; und alsbald zieht er einen Fünffrankenthaler aus seinem Beutel, den er einem der Knaben gibt. Der Anblick der klingenden Münze macht weit mehr Eindruck auf sie, als alle möglichen Titel. Der Aeltere willigt ein, voraus aufs Schloß zu laufen, und der Kleine tritt Robineau den Esel unter der Bedingung ab, selbst hinterherzugehen und ihn anzutreiben.

Der Esel ist groß und stark, hat aber weder Sattel noch Zaum, doch setzt sich Robineau hinauf, hält sich an der Mähne und bittet den Kleinen, ihn nicht zu sehr anzutreiben. Alfred behauptet, er hätte kein schöneres Thier finden können, um seinen Einzug ins Schloß zu halten.

„Sicherlich, sagt Robineau, werde ich nicht auf dem Esel bleiben, in mein Schloß einzuziehen;... bis dahin aber ist es mir nicht unlieb, denselben zu benützen... Ihr habt mich seit gestern genug auf den Beinen erhalten, meine Herren... Kleiner, treibe den Esel nicht so... Laß ihn ruhig, ich habe nicht mehr so große Eile... Es ist gut, wenn Dein Bruder eine Weile vor uns oben ist."

Der Kleine entfernt sich nun vom Esel und läßt ihn nach dem Willen seines Reiters gehen. Alfred und Eduard können nicht umhin, zu lächeln, so oft sie Robineau ansehen, der ihnen von Zeit zu Zeit zuruft: „Meine Herren! wir nähern uns meinem Schlosse!... ich fühl's an den Schlägen meines Herzens!" Eine Weile später ruft er, sein Taschentuch herausziehend und sich die Augen trocknend, aus:

„Meine Herren!... meine Herren!... ich glaube, ich sehe es!... Mein Schloß!... Sehen Sie dort... auf jenem Hügel... Kleiner, ist das mein Schloß? — Ja, Herr, das ist der Schwarzenfels. — Ach! meine Herren, welch Vergnügen!... Sehen Sie, ein Thurm!... zwei!... Wälle!... Kleiner, halte den Esel ein wenig an... Meine Freunde, wartet... die Freude... die Rührung... ich glaube, ich falle in Ohnmacht..."

Man umgibt Robineau, dem es übel werden will. Endlich bindet er sein Halstuch lockerer, nimmt eine Prise Tabak, und kommt wieder so weit zu sich, daß er aufs Neue nach seiner Besitzung sehen kann, wobei er ausruft: „Ach! meine Herren! das drückt!... es macht Freude... Gott! wie groß erscheint es mir!... wie schön!... welch edles Aussehen!"

„Es kommt mir vor, wie eine alte Ruine," sagte Alfred. — „Es erinnert mich an die Romane von Anna Radcliff," bemerkte Eduard. — „O! meine Herren, welche Ausdehnung! wie viele Fenster... Gott! wie viele Fenster!"

„So viel ich sehen kann, sind keine Scheiben mehr in all den Fenstern. — Vielleicht war das ehemals nicht Mode... Ueberdem hat man mir vorher gesagt, daß einige kleine Ausbesserungen nöthig seien... doch vorwärts, vorwärts; ich kann nicht mehr bleiben; es scheint mir, als strecke mein Schloß die Arme nach mir aus... Ach! besonders hier nichts mehr von Robineau, ich bitte Euch; auf diesen Namen gebe ich keine Antwort mehr. Ei! Kleiner! treibe Deinen

Esel etwas besser, damit wir bälder auf den Grasplatz dort kommen."

Der Kleine gibt seinem Esel einen Hieb mit der Gerte; dieser, die Nähe seines Stalles witternd, ist froh, daß er sich in Trab setzen darf. Robineau, über seinen schnellen Gang anfangs erschreckt, läßt ihn indeß traben, denn das Vergnügen über die Nähe seines Schlosses gibt ihm den Muth, sich zu halten.

Vor dem Schlosse ist ein Grasplatz, wo man rechts und links einige ziemlich hübsche Hütten und Häuschen erblickt. Bald ist man nahe genug bei dem Schwarzenfels, um mehre Personen zu unterscheiden, die am Eingang des Schlosses Wache zu stehen scheinen. Franz ist es, der, durch den Bauernbuben benachrichtigt, Alles versammelt hat, was er in der Eile auftreiben konnte. Die Zahl der Neugierigen, die ihre Arbeit verlassen wollten, um die Ankunft des neuen Schloßherrn zu sehen, ist nicht groß, sie beschränkt sich auf drei Bauern und fünf Bäuerinnen, an welche sich Herr Gaul, ein alter Thierarzt, der die Praxis des Schlosses zu erhalten hofft, und Herr Ferulus, der eine Erziehungsanstalt in der Gegend hat und darauf zählt, der Hofmeister der Kinder des Neuangekommenen zu werden, angeschlossen haben. Zu diesen zehn Personen kommen noch etwa zwanzig Kinder, die Franz leicht zusammen brachte, da es hieran auf dem Lande nie fehlt, und die der Kammerdiener alle mit Rohrpfeifen versehen hat. Franz wünschte, die Bauern möchten seinen Gebieter mit Gewehrsalven empfangen; aber weder auf dem

Schloß, noch in der Gegend konnte man taugliche Flinten auftreiben. Dafür tanzten die Auvergnaten nach ihren Dudelsäcken; Herr Gaul hat seine Trommel ergriffen, auf der er sehr fertig ist, und auf allen Kirchweihfesten der Gegend spielt; Herr Ferulus endlich, der kein Instrument spielt, und singt, als ob er von der Oper gejagt worden wäre, componirte eigens einen Chor, den er aber allein wird singen müssen, da die Bäuerinnen nicht von der Melodie ihrer Tänze abzubringen sind.

Franz hat den Thürhüter und den Gärtner an die Fenster ihrer Wohnungen postirt, welche auf die Straße gehen; sie sollen ihn augenblicklich benachrichtigen, wenn sie Jemand wahrnehmen, damit er das verabredete Zeichen geben kann. Endlich schreit der Thürhüter, wie gewöhnlich betrunken, diesmal aber noch mehr, als gewöhnlich, da er seinen Gebieter würdig empfangen will: „Da kommt Jemand!... erstlich ein Esel!...“

„Das ist der gnädige Herr! sagt Franz, auf, meine Freunde, auf, alle zusammen, und so viel Lärm, als ihr könnt!“

Alsbald wiederhallt die Luft von dem Klang des Dudelsacks, der Trommel und der Rohrpfeifen, mit welchen Franz, der Thürhüter und Gärtner langgedehnte: „Es lebe der gnädige Herr!“ vermischen. Der Esel, der denjenigen trug, welchen man so festlich bewillkommte, ging seinen starken Trab auf dem Grasplatze fort, denn zur Linken erblickte er die Thüre seines Stalls, neben einer kleinen Hütte, vor

welcher eine Kuh und eine Gans den neuen Herrn gleichfalls zu erwarten scheinen. Aber bei dem höllischen Spektakel, der sich plötzlich hören läßt, spitzt der Esel, der kein Musikliebhaber ist, die Ohren, und setzt sich eilends in Galopp, um schneller in seiner Behausung anzukommen. Robineau will ihn zurückhalten, hat aber schon zu viel mit sich selbst zu thun; umsonst schreit er den Bauern und Franz zu, sie sollten den Esel halten: im Schall der Instrumente geht seine Stimme verloren. Der Esel schießt wie ein Pfeil durch die Landleute hin, welche ehrfurchtsvoll Platz machen und den neuen Gutsherrn begrüßen, der im Galopp einzieht, wobei er sich an Schwanz und Mähne seines Thieres hält. Statt aber nach dem Schloß zu traben, nimmt der Esel den Weg in seinen Stall, wo er zuvörderst sich mit dem gnädigen Herrn auf dem Boden wälzt. Dieser schreit um Hülfe, während der Esel gleichfalls in das Conzert auf dem Grasboden mit einstimmt.

Verwundert indeß, daß der gnädige Herr vorzog, in dem Stall eines seiner Unterthanen einzukehren, statt in seinem Schloßhofe abzusteigen, begaben sich Franz und einige Bauern zu ihm, und nicht ohne Mühe gelingt es ihnen, den Herrn vom Schwarzenfels unter dem Esel hervorzuziehen. Endlich ist Robineau auf den Beinen; er ist in den Kuhfladen gefallen und hat davon in den Haaren, auf einem Auge, und auf der einen Seite seines Fracks deutliche Spuren; er bemerkt jedoch aus lauter Freude über seine Ankunft und den festlichen Willkomm die Unordnung

seiner Toilette nicht. Stolz, obgleich etwas hinkend, schreitet er aus dem Stall auf die Bauern zu; hier grüßt er rechts und links, als Herr Ferulus gegen ihn vortritt, und durch eine Bewegung mit dem Arm den Uebrigen Schweigen gebietet; nach einer tiefen Verbeugung beginnt er folgendermaßen:

„Herr vom Schwarzenfels... Albo dies notunda lapillo! Durch schwärze und weiße Steine bezeichneten die Römer glückliche oder unglückliche Tage... wir werden ein Kreuz an den machen, der Sie unter uns führt; seit langer Zeit war dieses Gut verlassen... Sie werden die Sonne sein, welche mehr als vollkommen ist; die Zukunft, welche unendlich ist; und diese Bauern werden ein Glück genießen ohne Grenzen!"

Alfred und Eduard, die hinter demjenigen standen, der so becomplimentirt ward, bissen sich in die Lippen, um dem Herrn Ferulus nicht ins Gesicht zu lachen, und entfernten sich von dem neuen Gutsherrn, dessen Kleider keine balsamischen Düfte aushauchen. Herr Ferulus aber nimmt eine Prise und fährt in seiner Anrede fort: „Herr vom Schwarzenfels, vitam impendere vero, nie habe ich weder Complimente noch Schmeicheleien gesprochen; es ist mir aber sehr süß, der Erste zu sein, der den neuen Besitzer dieses Schlosses begrüßt. Möchten Sie in dieser Burg sagen können: Inveni poetam! oder wenn Sie lieber wollen, sich in der Auvergne seßhaft machen. Wenn ich der Fama glauben darf, die durch Ihren Kammerdiener zu mir gesprochen hat, so vereinigen Sie in

einer und derselben Person die Weisheit des Sokrates, die Gerechtigkeit des Aristides, die Größe des Themistokle , und die Beredsamkeit Cicero's; möchten Sie das Glück des Polykrates, den Reichthum des Krösus und die Lebensdauer Methusala's damit verbinden!"

Herr Ferulus schweigt, trocknet sich den Schweiß von der Stirne, und nimmt wieder Tabak. Robineau hat ihm mit Entzücken zugehört, jetzt macht er ihm eine tiefe Verbeugung und sagt: „Gewiß, mein Herr!... Verzeihen Sie!... Ihr Name, wenn es Ihnen gefällig ist? — Ferulus. — Nun gut! Herr Ferulus, ich bin sehr gerührt... was mich betrifft, ich werde so lange als möglich leben... Wenn Sie er mit mir auf dem Schlosse speisen wollen ... und gleich heute..."

„Mit großem Vergnügen, Herr vom Schwarzenfels," erwidert Ferulus, der nie eine Einladung zur Tafel ausgeschlagen, schnell. Und Robineau, sich an seine Freunde wendend, sagt halblaut zu diesen: „Dieser Mensch da ist sehr gelehrt!... Teufel!... er ist bedeutend stark!..."

Als Franz sieht, daß Herr Ferulus mit seiner Rede fertig ist, läßt er die Musik wieder beginnen. Herr Gaul, der keine Rede zu halten versteht, und sich doch die Kundschaft des Neuangekommenen sichern möchte, verließ einen Augenblick seine Trommel und ging nach Hause, von wo er einen kleinen Esel herbeibringt, den er Robineau mit den Worten vorführt: „Sehen Sie, Herr, das ist ein solider Kerl, der Sie

nicht absetzen wird, wie der Esel des Nikolaus; steigen Sie auf, er wurde diesen Morgen neu beschlagen."

Robineau hätte seinen Einzug lieber zu Fuß gehalten; aber er wagt nicht, Herrn Gaul abzuweisen, und klettert unter der Bedingung auf den Esel, daß man ihn nur im Schritt laufen läßt. Man geht nach dem Schloß, um welches man noch Ueberreste von Gräben unterscheidet, in welchen sich Kinder balgen. Links und rechts sind zwei Thürme, die den Einsturz drohen; die Gebäude des mittleren Theils scheinen in besserem Zustand zu sein. Ein weiter Hof, dicht mit Gras bewachsen, ist vor den Gebäulichkeiten, zu dem ein großes Thor führt, an dessen beiden Seiten kleine Pavillons, die Wohnungen des Thürhüters und Gärtners, sich befinden. Diese Beiden waren an ihren Fenstern geblieben, und erwarteten den Eintritt ihres Gebieters, um eine kleine Ueberraschung, ebenfalls eine Erfindung Franzens, auszuführen.

Endlich langt der Schloßherr an; man hört ein verworrenes Geschrei, Rohrpfeifen, Trommeln und Dudelsäcke; die Kinder voran, die Bauern hintendrein. Alfred und Eduard, lachend, daß ihnen das Wasser aus den Augen rinnt, vergrößern den Zug, und Ferulus geht achtungsvoll neben dem Esel her. Im Augenblick, wo man in den Schloßhof eintritt, wirft der Gärtner einen für seinen Herrn bereiteten Blumenkranz heraus; statt aber auf Robineau zu fallen, bleibt er auf den Ohren des Esels hängen, der auf diese Weise gekrönt ist; zu gleicher Zeit beugt sich der Thürhüter zum Fenster hinaus, um die Schlüssel

des Schlosses, welche man in Ermanglung einer großen Platte in eine Salatschüssel gelegt hat, mit der einen Hand darzureichen, während er in der andern ein volles Weinglas hat, das er unter dem Ruf: „Es lebe der gnädige Herr!... es lebe unser Gebieter!" emporschwingt.

Der Gebieter fragt nicht, was in der Salatschüssel sein mag, welche man ihm zum Fenster heraus bietet. Aus Neugierde indeß sagt er zum Thürhüter: „Gib her, mein Freund!" Dieser ist besoffen, und in der Meinung, sein Herr wolle trinken, hält er ihm das Glas hin, und gießt ihm einen Theil des Inhalts über den Kopf; Herr Ferulus aber ruft aus: „O dreimal glücklicher Tag!... Ich glaube in den Tempel Cybelens zu treten!... Der Schall der Instrumente, Blumen, Bauern... nichts fehlt!..."

„Ja wohl, gar nichts," sagte Robineau, sich das Gesicht trocknend; da er aber keine Lust hat, weitere Trankopfer zu empfangen, treibt er seinen gekrönten Esel an; und mit Wein und Kuhmist bedeckt, bewerkstelligt er seinen Einzug im Schwarzenfels, unter dem Jubelruf und Geschrei aller Gassenschlingel der Umgegend.

Robineau setzt den Fuß auf die Erde, und da ihm das Gehen noch gewisse Beschwerden verursacht, in Folge seines Falls mit dem Esel, fühlt er sich nicht aufgelegt, augenblicklich seine Besitzung zu besichtigen. Nachdem er auf noble Weise eine Handvoll kleiner Münze unter die Kinder geworfen hat, welche sich um dieselbe prügeln, was nach Herrn Ferulus

Meinung eine Idee von den alten Turnieren gibt, fordert er den Thürhüter auf, Jedermann mit Erfrischungen zu versehen; sich hierauf gegen die Gesellschaft verbeugend, folgt er Franzen, der ihn nach seinem Schlafzimmer führt, wo er sich ganz gerädert auf sein Bett wirft, indem er ausruft: „Gott! wie hübsch ist es, ein großer Herr zu sein!... mit Anreden... au weh!... Complimenten... begrüßt zu werden... o weh! meine Rippen!... etwas ermüdend ist's freilich, aber das gibt sich. Franz, laß so lang ich ein wenig ruhe, ein glänzendes Mahl bereiten... und benachrichtige die Bauern, daß diesen Abend Ball im Schlosse ist: ich bin zu gut empfangen worden, als daß ich ihnen nicht meine Dankbarkeit bezeugen sollte."

Fünftes Kapitel.

Schloß Schwarzenfels. — Ländliches Fest.

Alfred und Eduard hatten gleich Robineau von den Mühen der Reise etwas ausgeruht. Nach drei Stunden wacht der Schloßherr wieder auf; er klingelt nach Franz und ermächtigt diesen, indem er ihn zugleich zu seinem Intendanten ernennt, alles Nöthige in Eile herbeizuschaffen, namentlich Leintücher für die Betten, an denen es noch fehlt.

„Jetzt wäre es mir lieb, meine Leute zu sehen, wie viel habe ich? — Nur den Thürhüter und den

Gärtner, das ist Alles. — Nicht genug... ich brauche ein bedeutendes Haus... Gleichviel, sage ihnen immerhin, sie sollen kommen, daß ich ihnen meine Befehle ertheile."

Franz geht. Alfred und Eduard treten ein. „Nun Robi... nun Schwarzenfels... bist Du zufrieden? nun wärst Du in Deinem Schloß! — Gesteht, meine Herren, es ist schön, majestätisch... Gemächer wie dieses hier! — Ja, sehr groß; werden wir das Haus nicht besichtigen? — Im Augenblick!... ich erwarte meine Leute, denen ich Befehle zu ertheilen habe, alsdann besehen wir das Schloß vom Keller bis zum Speicher."

Der Thürhüter und der Gärtner stellen sich vor, beide besoffen, besonders kann sich ersterer nur mit Mühe auf den Beinen erhalten.

„Unser Herr fragt nach uns? beginnt der Gärtner, langsam sprechend, damit er nicht stecken bleibt, während der Thürhüter sich an einen Lehnstuhl stützt, um sich vor Umfallen zu sichern.

„Aha! mein Haus! sagt Robineau. — Es scheint mir nicht solid," bemerkt Alfred.

„Welche Stelle nehmt Ihr hier ein? fragt der Schloßherr den Gärtner. — Welche Stelle? mein Gebieter!... wollen Sie sagen, was ich mache? — Freilich. — Ich bin Vincent, der Gärtner des Schlosses... mit Ihrer Erlaubniß... und Gott sei Dank, es fehlt nicht an Arbeit!... Sie werden den Garten sehen!... man kennt sich gar nicht aus!... — Der Garten ist groß? — Ach! ich glaub's wohl!... so

groß, daß ich seit lange nur die Hälfte besorge, weil ich, Sie verstehen wohl, nicht Alles thun kann."

„Herr Gärtner, sagt Alfred, warum lassen Sie Gras im Hof wachsen? – Ah! Herr... ich kann nicht Alles thun, und überdies ist der Hof nicht der Garten!"

„Er hat Recht, stimmt Robineau bei, er muß sich auf sein Geschäft beschränken... und Ihr da hinten... was macht denn Ihr in meinem Hause?... Kommt doch vor!"

Wankend tritt der Thürhüter, der sich nun nicht mehr am Lehnstuhl halten kann, vor; er zieht ein rothes Schnupftuch, voller Tabak, aus der Tasche, um sein rothes Gesicht abzutrocknen; dann fängt er zu lachen an und sagt: „Ich, ich bewache Sie, Herr... Sie sehen da einen Kerl vor sich, der für sechs ißt und trinkt."

„Du dürftest keine zehn solcher Dienstboten haben, Robineau... das richtete Dich zu Grunde," sagt Alfred.

„Ah! Ihr seid mein Thürhüter? — Ja Herr, gnädiger Herr... will ich sagen! denn Ihr Kammerdiener sagte, es freue Sie, wenn man Sie gnädiger Herr titulire... und mir, Sie verstehen wohl, ist das einerlei... ich gebe Ihnen, willst Du, da hast's!"

„Ich glaube, der Schlingel da ist betrunken! sagt Robineau. Wie heißt Ihr, Thürhüter? — Herr, ich heiße Cunette, mit Respekt zu melden. — Herr Cunette, es scheint mir, Ihr habt zu viel getrunken. — Immer auf Ihre Gesundheit, ehrwürdiger, gnädiger

Herr, und bin bereit, wieder von vorn anzufangen, wenn es Ihnen angenehm ist... — Wer bereitet das Essen hier?... ich sehe keinen Koch unter euch."

„Ich, ich kann nicht Alles thun, brummt der Gärtner, die Küche ist nicht im Garten. — O! mir ist's gleichgültig, stottert der Thürhüter, sich wieder am Lehnsessel festklammernd, wenn es Ihnen Vergnügen macht, Herr, so gehe ich in die Küche und koche Ihnen, wie für mich!..."

„Lieber Robineau, sagt Alfred, ich hoffe, Du schickest die Herren Vincent und Cunette ins Bett, und lässest sie Deine Küche nicht besorgen, sonst esse ich nicht hier."

„Welche Verlegenheit!" ruft Robineau, nach der Klingel laufend und sie mit Heftigkeit ziehend. Franz eilt mit Besen und Kehrwisch herbei.

„Was thust Du, Franz? — Herr, ich putze und kehre den Speisesaal... er war voll Staub und Spinnen!... Ach, mein Gott, wie viel Spinnen habe ich umgebracht!"

„Und wer beschäftigt sich mit dem Mittagessen?" Franz sieht Vincent an, dieser Cunette, und letzterer gar nichts, weil er nichts mehr sieht.

„Ha, Schlingel, wollt ihr mir Antwort geben? schreit Robineau zornig. Glaubt ihr etwa, ich werde Spinnen zu Mittag essen?"

„Man wird doch eine Köchin in der Gegend auftreiben können, sagt Alfred; sagen Sie einmal, Herr Vincent, wo ißt man am besten hier zu Lande? — O! wahrlich! Herr, man ißt überall gut, besonders

bei Herrn Gaul, dem Thierarzt ... er hat eine Tochter, sehen Sie, die bei einem reichen Kaufmann in Clermont gewesen ist."

„Franz, eile schnell zu Herrn Gaul und bitte seine Tochter, die Küche im Schloß zu besorgen, sie wird es nicht abschlagen. Laß von überall her Lebensmittel beischaffen und schicke nach Saint=Amand=Talende, das nur anderthalb Stunden entfernt ist und laß Lichter und Leintücher bringen, an denen es auf dem Schlosse fehlt."

Franz eilt, die Befehle Alfreds zu vollziehen und Robineau sagt zum Gärtner und Thürsteher: „Geht an euer Geschäft und laßt euch nicht wieder in solchem Zustand vor mir blicken."

„Gnädiger Herr, wir werden wieder auf Ihre Gesundheit trinken, sagt Cunette. — Nein, ihr habt genug getrunken. — Das ist einerlei, Herr, bei der Feier Ihrer Ankunft werden wir die Andern nicht bloß ansehen; und diesen Abend wird Alles zum Tanz kommen."

„Jetzt wollen wir das Schloß besichtigen," sagt Alfred.

„Ich will Sie führen, Herr, sagt Cunette. — Pack Dich ins Bett, Trunkenbold! Du thust besser daran! — Gnädiger Herr, ich kenne meine Pflicht."

Die Freunde verließen das Zimmer, und Cunette, im Rausch äußerst eigensinnig, folgt, sich an den Wänden haltend, seinem Herrn, in der Ueberzeugung, der Thürsteher und Hausvogt müsse bei der Besichtigung des Schlosses gegenwärtig sein.

Durch lange und alte Gänge gelangt man in ungeheure Gemächer, zu deren Decke man kaum hinaufblicken kann.

„Dies Schloß muß schon aus Pipins Zeiten herstammen, sagt Eduard. – All das ist prächtig, ruft Robineau, der vor jeder, über Thüren und Spiegeln gemalten Landschaft voll Bewunderung stehen bleibt. — So durchschreitet man eine Reihe von Gemächern im ersten Stock, verschiebt aber die Besichtigung des zweiten, wo nach Cunette's Aussage eben so viele Zimmer sind, nur etwas niedriger und ohne Wandgemälde. Nun gelangt man in eine Galerie, die auf eine Terrasse führt, welche aber in sehr schlechtem Zustande ist.

„Teufel, sagt Robineau, das war ein festes Schloß! ... ich bin sicher, daß es Belagerungen ausgehalten hat... Mich wundert's, daß keine Zugbrücken da sind."

„Ach! gnädiger Herr, vor einigen Jahren war noch eine vorhanden; da aber der letzte Besitzer einen Versuch mit dem Runkelrübenbau machte... in dem Garten da unten, so ärgerte mich's, die Zugbrücke wegen der Runkelrüben immer aufziehen und herabzulassen; ich füllte daher den Graben aus, und der Herr gab mir Recht und ließ ein gewöhnliches Thor dafür hinsetzen."

„Dieser Mann stammte also nicht von den alten Besitzern des Schlosses ab, weil er so wenig erhabene Gedanken hegte?"

„Woher er stammte, weiß ich nicht gerade, aber

er hatte das Schloß zu einer Zuckerfabrik gekauft, es scheint aber, daß sie mißglückte, weil man's wieder zum Verkauf aussetzte.

„Wem gehörte das Schloß aber früher? — Wem? ... Ach! warten Sie doch... meiner Treu, den Namen weiß ich nicht, allein es war eine alte Wittwe aus vornehmem Geschlecht. Die alte Dame bewohnte das Schloß, und wollte, wie man sagt, nichts ausbessern lassen, aus Furcht, es zu verderben. Uebrigens habe ich sie nicht gekannt, fährt Cunette fort, ich bin durch den Runkelrübenzuckerfabrikanten hier angestellt worden, der mich mit meinem Freunde Vincent da gelassen hat. — Wohin führt dieser lange Corridor? fragt Robineau den Pförtner. — In den nördlichen Thurm, Herr... der ist prächtig, Sie werden sehen."

Man erreicht die Thüre des Thurms; Cunette, indem er sich an den Mauern forthilft; eine finstere, enge Wendeltreppe führt zu den Gemächern hinauf. Der Pförtner öffnet die Thüre des ersten Stockwerks, die Thüre kracht in ihren Angeln und der dumpfe Ton hallt noch lange durch die öden Räume.

„Cunette, Ihr müßt alle diese Thüren mit Oel einschmieren, sagt Robineau, ich kann diesen Ton nicht leiden... Wo sind wir hier?... Sind hier Fallthüren unter unsern Füßen?... sagt es uns gleich."

„Nein, Herr... es war das Zimmer des Ritters . wie man sagt... — Welches Ritters? — Ei! des Ritters, Neffen der alten Wittwe wie ich

sagen hörte. — Ich werde es nicht zu meiner Wohnung machen, man sieht ja nicht recht.“ — Im zweiten Stock ist nichts Besonderes und weiter oben befindet sich die Rüstkammer des Schlosses, wo man aber nichts mehr antrifft, als einige verrostete Harnische, Schwerter ohne Handgriffe, Flinten ohne Schlösser und Lanzen ohne Spitzen. Auf der Plattform des Thurmes dagegen genießt man eine herrliche Aussicht. Die jungen Leute bewundern die umliegenden Berge und die schöne von Wasser umgebene Stadt Saint-Amand. Während man umherblickt, setzt sich Herr Cunette klugerweise mitten auf der Plattform auf den Boden, indem er sagt: „Ich kann nicht so hoch herabsehen, es schwindelt mir.“

Man ist im Begriff, den Thurm zu verlassen, als Eduard ausruft: „Alfred! sieh doch auf jenem Hügel ... dort ... am Rande des Grabens; siehst Du den Menschen, der das Schloß so aufmerksam betrachtet? ... erkennst Du ihn? ... — Ei freilich! ... der Mann, der sich uns im Wirthshaus zu Clermont-Ferrand als Führer anbot; ... nach Gesicht und Anzug ist er leicht kenntlich.“

Robineau tritt herzu und sagt: „Wie! der Kerl mit dem widerwärtigen Gesicht ist hier? ... Ja, meiner Treu ... er ist's ... ich erkenne ihn an dem Knotenstock, auf den er sich stützt; ... wie er mein Schloß betrachtet! ... er rührt sich nicht ... wie eine Bildsäule! ... Ich möchte gern wissen, warum er meine Besitzung so begafft? ...

„Es ist in der That etwas Seltsames in dem

Blick und dem ganzen Wesen dieses Mannes," sagte Alfred.

„Seltsames? ... Du bist sehr artig ... sage lieber Zweideutiges ... Finsteres ... Feindseliges ... seine Augen hängen immer noch starr an meinem Schlosse! ... Hört einmal, Pförtner? ...

Dieser war im Begriff, auf der Plattform einzuschlafen; er richtet den Kopf etwas auf und stottert: „Was willst Du?"

„Wie, Schlingel! ... mit wem sprecht Ihr?" ruft Robineau zornig aus.

„Ah! Verzeihung, gnädiger Herr und Gebieter, erwidert Cunette aufstehend; ich glaubte, ich spreche mit meinem Freunde Vincent und deßhalb ..."

„Macht, daß Ihr keine solche Zerstreuungen mehr habt ... und sagt mir, ob Ihr diesen Landstreicher kennt, der wie ein Pfosten da unten am Thurm hin genagelt ist und unaufhörlich heraufsieht."

Wankend tritt Cunette vor; Alfred und Eduard halten ihn unter beiden Armen, damit er nicht über die Brüstung hinausfällt und so streckt er seinen Kopf vorwärts, um nach dem Menschen zu sehen.

„Nun also?" sagt Robineau nach einer Weile.

„Nun also? was?" versetzt Cunette, dumm um sich herblickend.

Kennt Ihr diesen Menschen? — Ich sehe ebensowenig Menschen als Bouteillen! — Wie! Einfaltspinsel? dort ... unten am Thurm, Ihr seht nicht? ... — Ach! wie dumm ich bin! ... mit Respekt zu melden, gnädiger Herr, ich hielt das für einen Wein-

stock. — Nun! jetzt seht Ihr ihn aber, kennt Ihr den Kerl? — Da? warten Sie doch ... ist's nicht Vincent? — Ei nein, Dummkopf! ... — So ist's vielleicht Herr Ferulus, der Schulmeister ..."

„Sicherlich sieht der Schlingel nicht mehr gut," sagt Robineau; voran, meine Herrn, wir wollen diesen Thurm verlassen, es ist noch einer zu besehen.

Man geht vom nördlichen Thurm herab, der nicht bestimmt scheint, des neuen Besitzers Lieblingsaufenthalt zu werden; Herr Cunette schlägt dem Herrn vor, die unten befindlichen Kerker zu besuchen, aber Robineau hat keine Lust. Man begibt sich in den andern Thurm, dessen Gemächer besser erhalten sind und kein so düsteres Aussehen haben. Man findet dort eine Bibliothek, ein Badzimmer, ein Musikzimmer, und einige Betten in ziemlich gutem Stand. Endlich geht man nach den Gartenanlagen.

Mit Schmerz sieht Robineau, daß der Zuckerfabrikant Dreiviertel mit Runkelrüben anpflanzen ließ; Vincent, der nur die Hälfte zu pflegen vorgibt, läßt auch diese in Unordnung und beinahe mit Unkraut bedeckt. Die hie und da sich vorfindenden Statuen sind in keinem bessern Zustande als der Garten. Vom Garten gelangt man in den sehr großen Park, kann aber vor Stacheln und Hecken nicht weiter kommen, man geht daher nach dem Schlosse zurück, besucht noch die Stallungen, Keltern und Käserei und ruht endlich in einem der Säle des Schlosses von dem ermüdenden Gange aus. „Wohlan denn, meine Herren, beginnt Robineau, wie findet ihr mein Besitzthum?"

„Dein Gut ist sehr groß, versetzt Alfred; aber glaube mir, Du thust am besten, wenn Du Dein altes Schloß niederreißest, denn seine Unterhaltung würde Dich zu Grunde richten, und mit den Materialien ein hübsches Haus im modernen Styl erbaust, bei dem Du nicht drei Stunden nöthig hast, wenn Du es besehen willst; aus den Gütern kannst Du alsdann durch Verpachtung Nutzen ziehen."

„Lieber Alfred, entgegnet Robineau, ich habe mein Schloß nicht gekauft, um nur ein gewöhnliches bürgerliches Haus zu haben ... ich wäre ein Vandale, wenn ich Deinem Rath folgte. — Du wirst Dich zu Grunde richten, wenn Du ihn nicht befolgst. — Ich richte mich zu Grunde, wenn es mir Vergnügen macht, mein Schloß aber behalte ich. — Behalte, was Du willst; nur frag mich nicht mehr um meine Ansicht."

„Und Sie, Herr Eduard? sagt Robineau, sich an den jungen Dichter wendend, der in tiefes Nachsinnen versunken schien. Was halten Sie von meinem Schloß?"

„Dies Land gefällt mir sehr," sagt Eduard mit zerstreuter Miene.

„Nun genug, Schwarzenfels, seit diesem Morgen sprechen wir nur von Deinem Schloß und nun ist's beinahe fünf Uhr Abends, das entleidet mir. Wird man nie bei Dir zu Mittag essen? — Verzeihung, meine Freunde! ... Holla! Franz."

Franz eilt herbei, diesmal in Köchinkleidung. „Bereitet man uns endlich ein Mittagessen, Franz?

— Ja, Herr. — Wer denn? — Jungfer Gaul, der es Freude macht, wenn sie dem gnädigen Herrn nützlich sein kann."

In diesem Augenblick tritt Herr Ferulus herein, in völlig schwarzem, etwas aufgefärbtem Anzug, einen formlos gewordenen Filzhut in der Hand, und verbeugt sich tief vor der Gesellschaft, wobei er den Gruß ausspricht: „Salutem omnibus."

Robineau beeifert sich, seinem Gaste entgegen zu gehen und ihm die Hand herzhaft zu drücken, denn er erinnert sich noch seiner Rede vom Morgen.

„Herr vom Schwarzenfels, ich folge Ihrer ehrenwerthen Einladung. — Herr Ferulus, Sie erzeigen mir großes Vergnügen; heute müssen Sie vorlieb nehmen, mein Haus ist noch nicht eingerichtet. — Herr vom Schwarzenfels, die Ehre, mit Ihnen zu speisen, ist die lieblichste Würze des Mahls ... — Herr Ferulus ich hoffe, Sie werden öfters bei mir einsprechen. — Alle Tage, wenn es Ihnen Vergnügen macht, Herr vom Schwarzenfels! Wäre es möglich, Herr vom Schwarzenfels, eine Gesellschaft, wie die Ihrige auszuschlagen? Nein, Herr vom Schwarzenfels, lapides clamabunt, ehe ich eine Mahlzeit bei Ihnen ausschlüge."

Nie hatte man Robineau mit Schwarzenfels titulirt, und bei Aussprechung dieses Namens riß Ferulus den Mund auf, als wolle er das ganze Schloß verschlingen. Auch fuhr Robineau fort, ihm die Hand zu drücken. Ferulus ebenso, Keiner will an Höflichkeit zurückbleiben und die Hand des Andern fahren

lassen. Glücklicherweise für diese Herren erscheint Franz mit der Anzeige, daß das Essen bereit sei.

Das Mahl besteht zum Theil aus nicht übel zubereitetem Geflügel; die neuen Schloßbewohner haben durch ihre Runde etwas Appetit bekommen und Herr Ferulus ißt, als ob er zwanzig Meilen gemacht hätte.

„Herr Ferulus, bewohnen Sie schon lange diese Gegend? fragt Robineau. — Etwa zehn Jahre, Herr vom Schwarzenfels. — Kannten Sie den letzten Besitzer ... den Zuckerfabrikanten? — Sehr wenig, es war ein Dummkopf, ein Unwissender; ... empfing nie Gesellschaften ... traktirte nicht! ... kannte nur seine Runkelrüben! — O! ich, ich will traktiren! ... empfangen! Sind auch Leute von Stand in der Umgegend? — Nicht viel! ... sie schicken nicht einmal ihre Kinder in mein Pensionat. — Und ist die Gesellschaft in Saint-Amand gewählt? — Wie in allen kleinen Städten gibt es liebenswürdige Leute und Originale, Herr vom Schwarzenfels; ... in meinem Pensionat habe ich nur zwei Kinder aus der Stadt; doch aus den besten Familien. — Ich habe einen Brief an den Notar des Orts; morgen will ich ihn besuchen und bitten, die Notabilitäten des Orts zu mir einzuladen."

Alfred und Eduard, die, ohne es einander gestanden zu haben, an ein und denselben Gegenstand denken, suchen dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Kennen Sie das Dorf Chadrat?" fragt Alfred.

„Chadrat! ... ja, ein wahres Loch! ... ein

elender Weiler! ... Nicht ein einziges Kind von Chadrat ist in meinem Pensionat! ... Wie die Tataren leben die Einwohner in der Unwissenheit ... Sie können nicht einmal buchstabiren!

„Haben Sie vom weißen Haus reden hören?" fragt Eduard.

„Ist das weiße Haus nicht eine weibliche Erziehungsanstalt? — Nein, ein unbewohntes Haus, das Schrecken in der Umgegend verbreitet. — Ach! ... ich glaube mich dessen zu erinnern; ... wir sprachen davon mit meinen Zöglingen und begaben uns in das Thal, wo wir nichts Außerordentliches sahen ... Ich frage Sie überdies, meine Herren, ob wissenschaftliche, gebildete Leute an Geister glauben können? ... Non est hic locus ... an Einfältige, Dummköpfe und Nichtswisser glaube ich ... ich habe die Ehre, auf die Gesundheit des Herrn vom Schwarzenfels zu trinken ... an Geister aber! ... Retro Satanás! ... das paßt nicht in mein Erziehungssystem.

„Wie ich, fällt Robineau ein; ich finde, es sind nur Dummheiten! ... handgreifliche Mährchen."

„Herr vom Schwarzenfels, Sie denken wie ein Tacitus und denken wie Livius ... Ich habe die Ehre, auf Ihre Gesundheit zu trinken."

In den Kellern des alten Kastells lagen noch einige Flaschen guten Weins, die Herr Cunette nicht zu trinken gewagt hatte, weil sie gezählt worden waren, ehe man ihn zum Wächter des Schlosses bestellte. Robineau läßt mehre heraufbringen; die jungen Leute sprechen wacker zu und Herr Ferulus

leert ein Glas nach dem andern. Da man das Essen sehr gut fand, denkt man beim Nachtisch daran, der Jungfer Gaul, die Robineau als Schloßköchin in Dienst nehmen will, Dank zu sagen. Man läßt sie durch Franz hereinkommen, und bald erscheint ein großes, starkes, pausbackiges Frauenzimmer und verneigt sich vor der Gesellschaft.

„Jungfer Gaul! sagt Robineau, ich bin sehr zufrieden mit Ihrer Kochkunst ... Ich behalte Sie als Köchin, wenn es Ihnen recht ist."

Jungfer Gaul hustet, verbeugt sich, trocknet sich den Schweiß von der Stirne und antwortet mit einer Schnapsstimme: „Wahrlich! ... Es wäre auch närrisch, wenn ich nicht kochen könnte! ich war Köchin bei einem Mann, der zwanzigtausend Franken Renten hatte!" Während man noch mit der Köchin im Gespräch war, verkündete der Schall des Dudelsacks, der Querpfeife und Trommel die Ankunft der Bauern. Robineau fühlt, daß er diejenigen empfangen muß, denen er einen Ball versprach. Zum großen Verdruß des Herrn Ferulus verläßt man die Tafel und begibt sich in den Hof, wo die Auvergnaten sind. Robineau sucht sich eine großartige Miene zu geben, indem er die guten, tanzlustigen Leute begrüßt. Alfred und Eduard machen sich an die schönsten Bauernmädchen, um sich einen Augenblick zu zerstreuen.

Im Garten sucht man einen Platz auf, wo die wenigsten Runkelrüben sind und richtet dort auf leeren Beeten ein Orchester an. Die Bauern stellen sich lustig auf. Robineau ist der Meinung, er müsse den

Ball eröffnen; seine beiden Freunde haben schon die schönsten Mädchen eingeladen; er nimmt die am besten Gekleidete.

Der Ball beginnt; die Musik der Auvergnaten ist nicht sehr harmonisch, macht aber desto mehr Lärm, und Tänzer und Tänzerinnen pflegen ihre Schritte mit Geschrei und Händeklatschen zu begleiten. Bei einem solchen Getöse kann man nicht leicht kalt bleiben. Alfred und Eduard drehen sich und springen mit ihren Tänzerinnen und klatschen lachend in die Hände. Da die Reigen in der Auvergne gar kein Ende nehmen, tanzt Robineau seit einer halben Stunde und er kann kaum mehr die Füße rühren. Herr Ferulus trieft am ganzen Leibe, die Höflichkeit erlaubt ihm aber nicht, vor Herrn von Schwarzenfels den Tanz zu verlassen. Glücklicherweise für diese Herren kommen der Thürsteher und Gärtner mit Wein herbei und das Orchester pausirt einen Augenblick, um sich zu erfrischen.

Man trinkt, tanzt wieder, und hält auf's Neue an, um zu trinken; so geht's seit vier Stunden fort. Die Auvergnaten sind unermüdliche Trinker und Tänzer. Elf Uhr ist bereits vorüber; die Beleuchtung ward, so gut es ging, bewerkstelligt, doch geht der Tanz nicht mehr recht. Alfred und Eduard haben ihre Tänzerinnen im Garten umhergeführt und die Landmädchen kommen, etwas zerzaust, wieder. Einige Papa's und Mama's sind auf ihren Bänken eingeschlafen, Herr Ferulus ist seit lange fort und Robineau möchte lieber ins Bett liegen und die Gesellschaft

verabschieden, als sich plötzlich Geschrei und Fluchen von einer Seite her vernehmen läßt.

Die Herren Vincent und Cunette tanzten nicht, hatten aber seit Beginn des Balls nicht aufgehört zu trinken. Der Pförtner war toll und voll, und der Gärtner wollte nicht hinter seinem Kameraden zurückbleiben. Herrn Vincent aber machte der Wein zänkisch, es brauchte nicht viel, ihn böse zu machen und dann wollte er Jedermann prügeln. Er war mit einem Auvergnaten in Streit gerathen und schon setzte es ordentliche Püffe; Cunette nahm, als guter Kamerad, für Vincent Partei; als Robineau, aufgebracht, daß man sich erlaube, bei ihm Händel anzufangen, mitten unter die Streitenden tritt, in der Ueberzeugung, seine Gegenwart werde zur Wiederherstellung der Ruhe genügen.

„Wie! mein Pförtner und mein Gärtner machen diesen Spektakel! sagt Robineau, auf sie zugehend: Warum prügelt ihr euch, Schlingel?“

„Geh' zum Teufel! ... laß uns mit Frieden! versetzt Cunette, der seinen Herrn nicht erkennt. Ich vertheidige meinen Freund Vincent ...“

„Schurke! Du wagst's, so mit mir zu sprechen?“

„Dich! Dich prügle ich, wenn Du herkommst,“ ruft Vincent, rechts und links um sich schlagend; und schon hat der neue Schloßherr einen Hagel von Püffen empfangen, als Jungfer Gaul durch die Menge dringt, ihren Herrn leicht wie ein Kind unter den Arm nimmt, sich, rechts und links Faustſtöße

austheilend, einen Weg bahnt, und Robineau aus dem Getümmel trägt.

Unterdessen ist es Franz, Alfred und Eduard, mit Besenstielen bewaffnet, gelungen, sämmtliche noch Anwesende auszutreiben. Cunette und Vincent legten sich zu Bette, und die Ruhe ist endlich wieder hergestellt. „Dein Fest war sehr hübsch! sagten Alfred und Eduard lachend. — Ach! ja, versetzt Robineau, sich die Seite haltend: ich werde an diesen Ball denken! ... Wenn ich diese Bengel je wieder tanzen lasse! ... O weh! ... welcher Teufelslärm! ... Sie hätten mich beinahe umgebracht! ... Und meine Leute, welche die Achtung gegen mich aus den Augen verloren, jage ich morgen fort. — Ei! mein Lieber, sie waren betrunken! ... Du mußt ihnen verzeihen.“

Die beiden Freunde wünschen Robineau gute Nacht und lassen ihn allein. Es ist beinahe Mitternacht; sein Zimmer ist nur schlecht beleuchtet, er ruft Franz zu sich und befiehlt ihm, in dem anstoßenden Gemache zu schlafen, damit er immer gleich bei der Hand sei, wenn er seiner bedürfe.

Endlich legt er sich zu Bette, nachdem er noch eine Lampe neben sich gestellt hat. Die Erinnerung an den Mann von Clermont-Ferrand dringt sich ihm unwillkürlich wieder auf, und unruhig schläft er ein, nachdem er sich noch das Versprechen gegeben, seinem Schloß einen modernern Anstrich zu geben, da ihm nun selbst Alles zu groß und zu düster erscheint.

Sechstes Kapitel.

Besuch bei Isaura.

Mit Anbruch des Tages stand Eduard auf; er hat keine Lust, noch einen Tag mit Durchsuchung des Schlosses Schwarzenfels zuzubringen; was er sich vorbehalten, ist ein viel süßeres Vergnügen; die kleine Ziegenhirtin, das Thal, worin Isaura wohnt, will er wieder sehen. Die Erinnerung an das junge Mädchen ist keinen Augenblick von ihm gewichen und obgleich er am wenigsten von ihr gesprochen hatte, war er doch am meisten mit ihr beschäftigt.

Im Hofe findet er den Thürhüter und den Gärtner, welche, wieder völlig nüchtern geworden, auf das Erwachen ihres Herrn warten, um ihm ihre Entschuldigungen vorzubringen. Eduard, ohne auf die Versicherungen der Reue dieser Herrn zu hören, geht aus dem Schloß und fragt auf dem Grasplatz einen Bauern um den nächsten Weg nach Chadrat; alsdann begibt er sich auf den Weg, geht leichten Schritts die Berge und Hügel hinab und legt in einer Stunde die Strecke zurück, zu der sie gestern mehr als die doppelte Zeit brauchten. Bald erkannte er das Thal, das weiße Haus, Isaurens Wohnung; jetzt erst gönnt er sich einige Augenblicke, Athem zu schöpfen; und geht langsamer das Thal hinan, fortwährend um sich herblickend.

Einige Schritte von dem freundlichen Häuschen bleibt er, in Betrachtung versunken, eine Weile stehen,

bei sich selbst sprechend: „Hier wohnt sie allein ... fern von dem Geräusch der Welt! ... Sie ist schön, wie man uns nur Engel malt ... sie scheint züchtig, naiv, wie die Unschuld! ... Aber es ist unmöglich, daß sie nicht früher oder später einem Bergbewohner den Kopf verrückt ... Sie fürchten sich vor ihr ... die Dummköpfe!... Allein Reisende... Leute aus der Stadt!... Nein, es ist unvernünftig, das junge Mädchen auf diese Weise tausend Gefahren preiszugeben... doch, was habe ich mich darum zu bekümmern?... nur ein einziges Mal habe ich die Kleine gesehen... nur einige Worte mit ihr gesprochen... Entflamme ich mich nicht gar, wie Alfred, auf den ersten Blick! O! nein, ich bin vernünftiger... abscheulich, wenn ich das liebenswürdige Mädchen zu verführen suchte!... doch man kann sie wohl besuchen, ohne sich auf der Stelle in sie zu verlieben... Sehen wir, ob sie zu Hause ist?"

Eduard findet die Thüre des Häuschens verschlossen, und das Bellen Vaillants allein antwortet dem jungen Mann. Er erinnert sich, daß Isaura ihre Ziegen ins Gebirge auf die Weide führt, daher er sich dorthin wendet, und sie auch bald auf einem Hügel im Lesen begriffen findet.

„Diese Bergleute haben nicht ganz Unrecht," sagt Eduard bei sich selbst, indem er von ferne die kleine Ziegenhirtin, die ihn noch nicht gewahrte, betrachtete. „Es ist nichts Gewöhnliches, eine Ziegenhirtin lesen zu sehen... und das Mädchen drückt sich zu gut aus, als daß man sie mit den andern Bäuerinnen in eine

Reihe stellen könnte... Es hat sie also Jemand gelehrt, was die Andern im Gebirge nicht wissen... und ihre Pflegeltern vermochten das nicht... Es liegt etwas Geheimnißvolles, Seltsames in Allem, was auf Isaura Bezug hat... deßhalb ohne Zweifel interessirt sie mich... Wie schön sie ist, so auf ihr Buch niedergebeugt, den Kopf auf die Hände gestützt! Wäre ich Maler, welches Vergnügen fände ich an diesem Gemälde!..."

Nachdem Eduard sie noch einige Minuten betrachtet, tritt er ihr näher. Leise schreitet er vorwärts, um sie nicht zu stören, aber ein Kiesel rollt unter seinen Füßen hin; bei diesem Geräusch fährt sie überrascht zusammen, wie sie einen jungen Menschen bei sich sieht; bald aber erkennt sie ihn und ein leichtes Lächeln umspielt ihre Lippen; sie steht auf, Eduard zu empfangen.

„Bleiben Sie, ich will nicht stören, sagt er etwas linkisch und verlegen;... ich ging im Gebirge spazieren... habe Sie erblickt... bin herzugekommen... aber Sie lesen, wie mir scheint?"

„Ja, mein Herr, ich lese sehr gerne."

„Ein Vergnügen, das die meisten Bewohner dieser Gebirge nicht kennen! — Wahr, aber ich danke auch dem Himmel, daß ich mehr weiß als sie, denn da ich beinahe immer allein bin, so ist ein Buch meine Erholung von der Arbeit."

„Darf ich wissen, was Sie lesen? — Warum nicht, mein Herr?"

Isaura reichte ihm das Buch, es waren Florians

Werke. Er betrachtete das Mädchen mit noch größerem Erstaunen, und gab ihr dann das Buch mit den Worten zurück: „Wahrlich, Sie sind kein gewöhnliches Landmädchen!...“

„Weil ich Lesen kann?“ entgegnete Isaura lächelnd. — „Nicht darum allein, sondern Ihr feines Benehmen... Ihre Art, sich auszudrücken... — Ich spreche wie Jedermann, mein Herr! — Nicht wie die, welche um Sie her wohnen... selbst die Wahl dieses Buches... — Ich hab' es nicht gewählt, man hat es mir gegeben.“

Eduard war im Begriff, zu fragen: „Wer denn?“ Aber er wagt es nicht, er schweigt, wohl fühlend, daß seine Bekanntschaft mit Isauren zu neu sei, als daß er sich eine solche Frage erlauben dürfte. Er fühlt ein geheimes Mißbehagen und denkt, Robineau fände, wenn er hier wäre, daß das Mädchen viele Geschenke erhalte.

„Mein Gott! Herr, Sie haben vielleicht noch nicht gefrühstückt?“ ruft plötzlich die kleine Hirtin aus. „Wollen Sie mit nach Hause kommen? Ich dachte nicht gleich daran!...“

„Nein, nein, ich bedarf nichts, sagt Eduard, die Kleine zurückhaltend; ich will nur mit Ihnen plaudern... wenn es Sie nicht langweilt.“

„Mich langweilen!... im Gegentheil!... man plaudert so selten mit mir!... Die Schäfer führen ihre Heerden immer weiter von den meinigen weg, sie weichen mir aus... und doch habe ich nie Jemand ein Leid zugefügt; sehe ich so böse aus, mein Herr?“

„O! nein!... ganz im Gegentheil!..." ruft Eduard aus, im Begriff, Isauren die Hand zu reichen und zärtlich zu drücken; aber er hält noch an sich.

„Seit dem Tod meiner guten Mutter habe ich wohl bemerkt, daß man mich flieht, nur ungern mit mir spricht; anfangs machte es mir Kummer;... in meinem Alter allein in der Welt zu stehen, schien mir traurig;... seit ich aber Vaillant habe, bin ich nicht mehr allein... Vaillant liebt mich sehr!... er entfernt sich nicht von mir, wenn ich ihn liebkosen will."

In dem Ton, in der Sprache Isaurens lag eine Mischung von hinreißender Reinheit und Anmuth; sie drückte sich aus, wie ein feingebildetes Mädchen mit dem naiven Ton der Bergbewohner. Eduard fühlte, während er ihr zuhörte, daß jeder Argwohn bei ihm verschwand. „Sie würden es also gefälligst erlauben, sagte er, daß ich zuweilen käme und mit Ihnen schwatzte?"

„So oft es Ihnen Vergnügen macht, mein Herr! Wohnen Sie hier in der Nähe? — Ja freilich... auf dem Schwarzenfels... zwei kleine Stunden. — Zwei Stunden!... mir scheint das sehr weit;... mir, die ich nie über die Höhe jener Berge hinausgekommen bin. — Sie sind nie in der nächsten Stadt, in Saint-Amand, gewesen? — O! nein, Herr;... man hat mir streng verboten, jemals diese Berge zu verlassen. — Wer verbietet Ihnen denn dieses, da Sie doch allein in der Welt stehen, keine Eltern mehr haben?"

Isaura schwieg eine Weile, dann sagte sie endlich: „Meine gute Mutter verbot es mir. — Sind Sie aber jetzt, wo sie nicht mehr ist... nicht Herrin ihrer Handlungen? — Ohne Zweifel... aber ich fühle kein Verlangen nach der Stadt... was sollte ich dort suchen?... o! nein, ich werde das Haus des guten André, wo ich meine Kindheit zugebracht, nie verlassen!"

Eduard blieb einen Augenblick schweigend. Isaura läuft einer sich entfernenden Ziege nach, leicht steigt sie die Felsen hinan; er setzt sich an ihren Platz und erwartet ihre Zurückkunft. Die Schönheit der Landschaft, die in diesen Bergen herrschende Ruhe, die Sonne, welche heraufzusteigen begann, die Einsamkeit, in der er sich mit dem schönen Hirtenmädchen befand, Alles trägt dazu bei, in Eduards Seele tausend Gedanken zu erzeugen; er fühlt sein Herz stärker klopfen, seinen Athem gedrängter, seine Phantasie verwirrt durch Sehnsucht nach Liebe oder vielmehr Vergnügen... aber Isaura kommt zurück, lächelnd setzt sie sich neben ihn und sagt: „Da bin ich endlich!" In dieser Handlung, in ihrem Blick liegt so viel Vertrauen und Unschuld, daß Eduard innerlich über die in ihm aufgestiegenen Gedanken erröthet; sein Kopf wird ruhiger, sein Herz minder bewegt, und jetzt erst wagt er's, Isauren anzusehen.

„Meine Ziegen jagen mich öfters weit herum," fährt die Kleine fort, „ich könnte zwar Vaillant mitnehmen, der sie gut bewachte; aber es muß doch Jemand das Haus hüten. — Kommt nie ein Land-

mann der Gegend, um mit Ihnen zu plaudern, Isaura? — Nein, Herr ... nie! ... — Und ist unter den Reisenden, die durch das Thal kommen, nie einer, wie ich, zurückgekehrt, um Sie aufzusuchen? — Nein, Herr; ... aber es ist sehr selten, daß Fremde hier vorbeikommen, denn das Thal liegt an keiner besuchten Straße, und die Bergbewohner, welche Reisende führen, vermeiden stets das weiße Haus."

Wieder trat ein Augenblick des Schweigens ein. Eduard betrachtete das Mädchen aufmerksam und diese folgte ihren Ziegen mit den Blicken auf die Berge; fallen ihre Augen zufällig auf Eduard, so lächelt sie ihm freundlich zu, nicht mit dem Lächeln der Koketterie, sondern dem der Unschuld, die keine Gefahr in dem Vergnügen sieht, das sie erzeugt.

„Man hat mir in Chadrat gesagt," nahm Eduard wieder das Wort, daß Lesen nicht Ihr einziges Talent sei ... sie singen auch! — Ja, mein Herr, ich singe oft; ... ich habe nichts Besseres zu thun! ... aber ich glaube, ich singe sehr schlecht. — Und wer hat Sie denn Lieder lehren können, die in dieser Gegend unbekannt sind?"

Eine leichte Röthe färbt Isaurens Wangen; mit gesenkten Augen antwortet sie: „Ein Reisender, der sich einige Zeit bei uns aufhielt. — Lebte Ihre Mutter noch? — O freilich! Herr!"

Eduard schwieg; wider seinen Willen drängte sich ihm dunkler Argwohn auf. Ihn zu zerstreuen, sieht er das reizende Mädchen an, dessen Züge die reinste Unschuld ausdrückten. Da er seine Abwesenheit, oder

wenigstens die Ahnung einer weiten Entfernung auf dem Schloß verbergen möchte, fühlt er die Nothwendigkeit, jetzt aufzubrechen. Er sagt daher zu Isauren: „Jetzt muß ich Sie verlassen. — Jetzt schon? antwortet unschuldsvoll die kleine Hirtin. — Wie! rief Eduard aus, machte Ihnen meine Gegenwart einiges Vergnügen? — Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, daß ich hier so selten Gelegenheit habe, mit Jemand zu sprechen. — Ah! das ist wahr, versetzte Eduard kälter, und nur deßhalb ...“

Er schwieg und sagte bei sich selbst: „Nun! wollte ich nicht gar, die Kleine solle schon in mich verliebt sein? Wahrlich, ich predige Alfred Moral, und bin selbst nicht besser, als er.“

„Ich gehe mit Ihnen den Berg hinab,“ sagt Isaura, „es ist Zeit, daß ich heimgehe, mein armer Vaillant muß sich langweilen.“

Alsbald trieb sie ihre Heerde zusammen und gegen das Thal hinab, bei dem geringsten Sprung ihrer Ziegen aus vollem Herzen lachend und schäkernd. Man langt vor der Wohnung Isaurens an, der Hund kommt beim Oeffnen sogleich herbei und liebkost sie, hierauf blickt er Eduard an, geht um ihn herum, zeigt aber keinen Widerwillen.

„Ich glaube, er kennt Sie schon, sagt das junge Mädchen. — Ich sehe wohl, erwidert Eduard, daß wir in Kurzem auf gutem Fuße mit einander stehen werden... Leben Sie wohl, liebenswürdige Isaura!... auf morgen früh! — Auf morgen, mein Herr... ach! verzeihen Sie, ich weiß Ihren Namen nicht! —

Ich heiße Eduard. — Nun denn, auf morgen, Herr Eduard, da Sie heute nicht bei mir rasten wollen."

Bei diesen Worten machte das Mädchen eine anmuthige Verbeugung und geht fröhlich in ihre Wohnung. Der junge Mann schlägt nun wieder den Weg nach dem Schwarzenfels ein, nur an die kleine Ziegenhirtin denkend. Jeden Augenblick spricht er bei sich selbst: „Sie ist reizend;... ihre Manieren, ihre Stimme, ihr naives Wesen... Alles zum Entzücken... o! ich werde mich nicht in sie verlieben... das wäre eine Tollheit... sie ist aber so interessant, daß ich wollte, es wäre schon morgen... Sagen wir Alfred nichts von meinem Besuch, er wäre im Stande, ebenfalls zu kommen; Alfred ist leichtsinnig, er würde sie auf der Stelle zu verführen suchen... es wäre abscheulich, aber sicherlich, ich würde es nicht dulden."

Armer Eduard! er will nicht lieben, und ist schon eifersüchtig!... Ei! warum denn einer, in seinem Alter so natürlichen Leidenschaft widerstehen wollen! Erst wenn die Zeit der Vernunft kommt, muß man gegen die Liebe auf seiner Hut sein, gleichwie die Blattern mehr Verheerung anrichten, je später sie kommen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 24

Stuttgart 1844

P.o.gall. 2569 l-24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101593-4